LIBRARY OF CONGRESS.

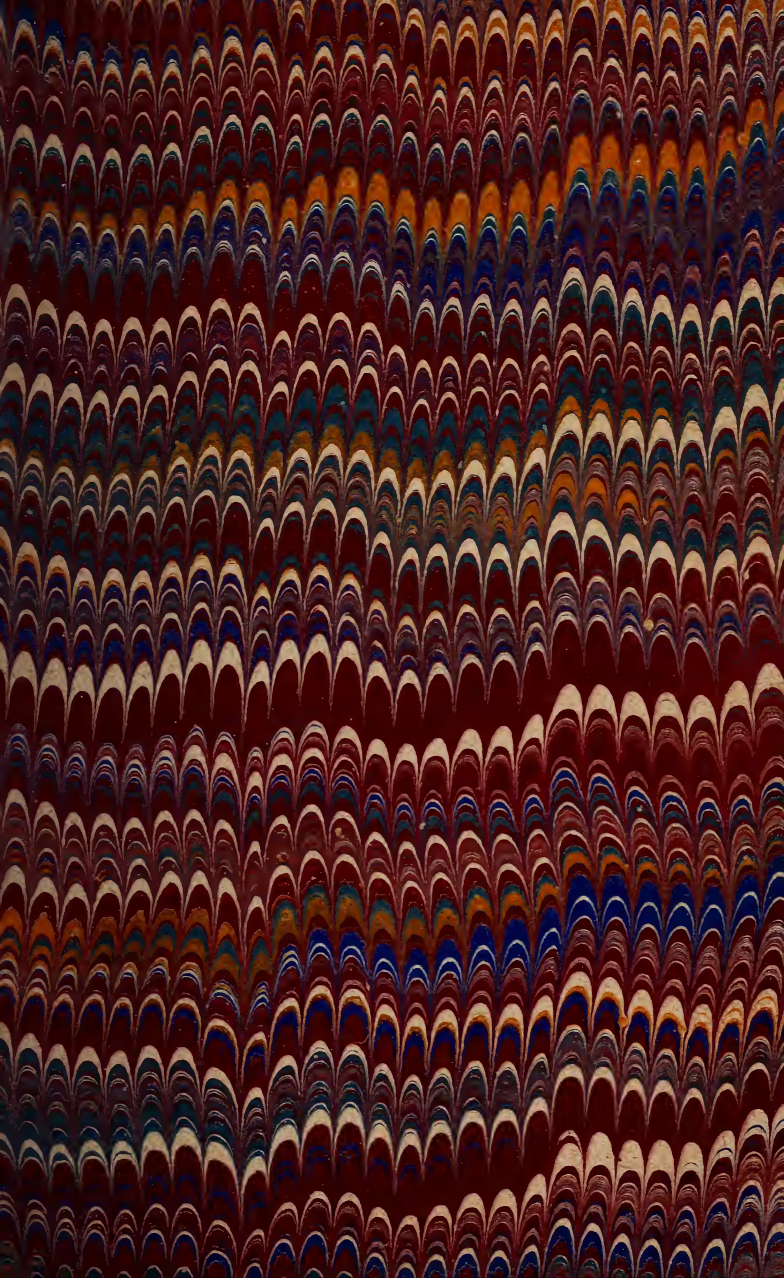
PT2359

Chap. ..... Copyright No. .....

Shelf .H3L4

1875

UNITED STATES OF AMERICA.



Die letzten Tage

eines

Altkatholiken.

Bilder aus dem deutschen Culturkampfe

von

Dr. M. H. Romhold.

Höhler, Mathias

Motto: Herzensfriede ist dein Streben,
Friede, der den Sünder flieht
Denk', daß nur im reinen Leben
Christi süßer Friede blüht.

3447 5

Regensburg, New York & Cincinnati,
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1875.

PT2359
.H3L4
1875

Erstes Kapitel.

Der reuige Sohn.

Auf dem Friedhofe zu M. herrschte die Ruhe des Todes. Die Pappeln, welche die Umfassungsmauer rahmten, knisterten im Abendwinde und die zahlreichen Trauerweiden auf den Gräbern neigten ihre langen Aeste leise rauschend noch tiefer zur Erde nieder, als wollten sie die Stelle ferner Lieben an den Todten vertretend die Erde küssen, welche die irdische Hülle der Geschiedenen in ihrem Inneren barg. Die Blumen, welche von sorgsamer Hand gepflegt, die Gräber schmückten, begannen ihre Kelche zu schließen, die zahlreich durch die Luft schwirrenden Käfer ließen sich einer nach dem andern zur Nachtruhe auf den Grashalmen nieder und tausende von Grillen begannen zwischen den Hügeln ihr einförmiges Lied. In der Stadt und den umliegenden Dörfern läuteten die Glocken in vielstimmigem Chore der Gottesmutter ihren Abendgruß zu den Himmeln empor und weckten in tausenden gläubiger Herzen und betender Lippen die Worte der Liebe: Ave Maria. Die ganze Natur war so ruhig, so feierlich, als hätte des Ewigen Schöpferhand einen Theil jenes sabbatlichen Friedens über sie ausgegossen, den Er uns als Lohn des gut vollbrachten irdischen Tagwerkes in einem Himmel verheißen hat.

Zwischen den Gräbern des Friedhofes hin schritt leise betend ein Mann im langen Priesterkleide. Seine edlen Züge voll Milde und Güte waren von schneeweißen Locken umrahmt; sein Auge richtete sich oft sehnend zum Himmel empor und blickte dann wieder zu den Grabsteinen nieder, während seine Rechte von Zeit zu Zeit das Kreuzzeichen segnend über den Hügeln bildete. Da ruhten so viele, viele, die er im Leben gekannt und geliebt, die er in ihren Schmerzen getröstet, in ihren Versuchungen gestärkt, auf ihrem Sterbelager zum Hintritte in die Ewigkeit vorbereitet hatte. Wie manche von ihnen hatte er als Neugeborene getauft, als Knaben und Mädchen unterrichtet und zum erstenmale zum Tische des Herrn geführt, als Jünglinge und Jungfrauen am Altare im Bunde der Ehe vereinigt und im Tode als tröstender Friedensbote bis an die Pforten der Ewigkeit geleitet. Bunt wechselnde Bilder vergangener Jahre, die Erinnerung an Sorgen und Mühen, an Freud und Leid tauchten beim Anblicke dieser kleinen Hügel in ihm auf, und mehr als einmal entstieg seinen Lippen das flehende Gebet: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe."

Plötzlich stand der greise Pfarrer still; von einem größeren Grabdenkmale, welches zwei mächtige Trauerweiden fast ganz umhüllten, drang ein leises Weinen an sein Ohr. Wer mochte das sein? Das Grabmal war ihm wohlbekannt; es barg Vater und Mutter eines jungen Mannes, den er als Kind mit besonderer Liebe überwacht, der aber nach dem frühen Tode seiner frommen Eltern in den Händen gottentfremdeter Erzieher

alle Liebe zu seinem heiligen Glauben so sehr verloren hatte, daß er nicht nur schon seit Jahren die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen und keine Kirche mehr besucht, sondern sich sogar jener Klasse von Menschen angeschlossen hatte, die sich Altkatholiken nennen. Das ziemlich bedeutende Vermögen, das ihm seine Eltern hinterlassen, hatte ihm Mittel und Gelegenheiten genug geboten, seinen verkehrten Neigungen sich hinzugeben, und alle Versuche des frommen, früher von ihm hochverehrten Pfarrers, ihn auf bessere Wege zurückzuführen, waren fruchtlos geblieben; er setzte sein ärgernißgebendes Leben fort. Bei so bewandten Umständen konnte es dem Greise kaum in den Sinn kommen, daß dieser junge Mann hier einsam am Grabe seiner Eltern weine. Neugierig, wer der späte Kirchhofbesucher wohl sein möge, trat er deshalb dem Grabe einige Schritte näher, blieb aber vor Staunen wie angewurzelt stehen als er den nämlichen jungen Mann auf dem Grabe knieen und den Sockel des schwarzen Marmorkreuzes, das er fest umschlungen hielt, mit seinen Thränen benetzen sah.

„Verzeihung, theure Eltern, Verzeihung!“ so hörte er den Weinenden, der ihn nicht bemerkt hatte, flüstern; „ich habe schwer gefehlt; ich war Euer unwürdig; aber ich bin umgekehrt; Gott hat mich gerufen; ich habe ein anderes Leben begonnen; mit seiner Gnade will ich ausharren —.“

Der greise Priester hielt den Athem an, ein Gefühl unaussprechlicher Freude erfüllte seine Seele. Was war mit dem Jüngling vorgegangen? Sein erster Gedanke

war, sich leise zurückzuziehen und den Betenden sich selbst zu überlassen. Er trat vorsichtig hinter einen der nächsten Grabsteine und entfernte sich, als seine Anwesenheit unbemerkt geblieben, rasch nach dem Ausgange des Kirchhofes zu. Dort angekommen, beschloß er die Rückkehr des Jünglings zu erwarten, um die günstige Stunde der Einwirkung auf denselben nicht unbenützt verstreichen zu lassen. Er wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; der Jüngling kam immer noch nicht. Es begann zu dämmern und wurde kühler; der eifrige Seelenhirte achtete nicht darauf; er flehte in heißem Gebete zu Gott, daß er ihm beistehen wolle, die begonnene Bekehrung des verirrten Schäfleins glücklich fortzusetzen und zu vollenden.

Endlich vernahm er auf dem Kieswege rasche Tritte; der Ersehnte nahte. Der Pfarrer blieb stehen und empfing den Jüngling mit dem freundlichen Gruße: „Guten Abend, Herr Wallenberg."

„Guten Abend, Herr Pfarrer;" antwortete der Angeredete ebenso freundlich, „es ist mir außerordentlich lieb, Sie hier zu finden; denn ich wollte Sie gerade heute Abend besuchen."

„Ihr Besuch wird mir sehr angenehm sein. Darf ich Sie wohl bitten, mich in's Pfarrhaus zu begleiten?"

„Ich bin so frei, Ihr Anerbieten anzunehmen, hochwürdiger Herr Pfarrer. Ich bin heute von einer Reise zurückgekehrt und habe sofort nach meiner Ankunft das Grab meiner lieben, theuren Eltern aufgesucht, um da für sie und für mich zu beten."

„Das ist schön," entgegnete der Pfarrer; „Gott wird Ihnen diese kindliche Liebe gewiß lohnen. Sie waren also verreist? War das Ziel der Reise weit entlegen?"

„Doch nicht, hochwürdiger Herr; ich bin nicht über das Kloster Friedenthal hinausgekommen. Aber trotzdem die Reise so kurz war, so hat sie doch für mich eine unaussprechlich hohe Bedeutung. Auf dieser kleinen Reise habe ich die Irrwege kennen gelernt, auf welche ich seit dem Tode meiner guten, seligen Mutter gerathen war; und habe den festen Entschluß gefaßt, ein anderer, ein guter Mensch zu werden. Und gerade in dieser Angelegenheit wollte ich noch heute, am ersten Tage meiner Rückkehr, mit Ihnen sprechen. Wollen Sie, hochwürdiger Herr Pfarrer, die Güte haben, mir beizustehen, damit ich die gefaßten guten Vorsätze ausführe?"

„Welche Frage, lieber Herr Wallenberg?" rief der Greis freudig.

„Gott sei gelobt und gepriesen, daß er mein Gebet erhört hat. Welch' ein Glück! Aber da sind wir im Hause, treten Sie ein, lieber Freund; — he, Marie, Licht, eine Flasche vom Besten und zwei Gläser. Gott sei Dank, tausend Dank. Kommen Sie, — hier, — nehmen Sie Platz, machen Sie sich's bequem. Welch' eine Freude, noch in meinen alten Tagen. Aber erzählen Sie, wie ist das vor sich gegangen?"

„Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, Herr Pfarrer," antwortete Wallenberg, sich niederlassend, „wie wohl es mir um's Herz ist! Ich bin so glücklich, so

zufrieden; ich habe im Kloster Friedenthal mehrere Tage in stiller Zurückgezogenheit zugebracht, dann eine Beichte über mein ganzes vergangenes Leben abgelegt und als ich fertig war, als der gute Pater mir die heilige Absolution ertheilt hatte, da hätte ich laut aufjubeln mögen von innerer Seelenfreude. Seit jenem Tage bin ich wie umgewandelt; froh, wie ich einst als Kind gewesen bin. Und wenn ich jetzt an die Abentheuer zurückdenke, die mich Gott auf meiner Reise hat erleben lassen und durch die er mich zur Besinnung gebracht hat; dann möchte ich darüber lachen, obgleich ihr Ausgang so ernst und heilsam für mich war. Als ich hier ankam, trieb es mich mit Gewalt zum Grabe meiner guten Eltern, um sie unter Thränen für die Unehre, die ich ihrem Namen gemacht, um Verzeihung zu bitten. Welch' ein Thor war ich, Frieden und Herzensruhe in den erbärmlichen Freuden dieses Lebens zu suchen, während ich sie doch so leicht da hätte finden können, wo ich sie jetzt gefunden habe."

„Nun," entgegnete der Pfarrer, indem er die Gläser füllte und mit dem jungen Manne anstieß, „daß ein Mensch in Ihren Jahren, besonders wenn ihm ausreichende Mittel zur Verfügung stehen, sich von den Leidenschaften fortreißen läßt, ist nicht schwer zu begreifen. Sehen wir ja doch dieses Schauspiel Tag für Tag. Was mich bei Ihnen Wunder nahm und in gewissem Sinne auch am meisten verdroß, war, daß Sie sich diesem altkatholischen Treiben hingaben und sich Leuten als Führern anschlossen, welchen doch meistens nichts ferner liegt, als das Interesse für die wahre

Religion. Der katholischen Kirche und ihren Sittengesetzen den Rücken kehren, dann aber auch jeder Religion entsagen und dem Thiere gleich in der Befriedigung der Leidenschaften das Erdenglück suchen, das läßt sich noch begreifen. Die Leidenschaft reißt ja so oft den Menschen mit sich fort. Aber aus angeblicher Liebe zur wahren Religion der katholischen Kirche den Rücken kehren und sich einer Verbindung von Menschen anschließen, von denen viele längst jeder Religion entsagt haben, sich einer Autorität unterwerfen, die sich selbst doch nur unter Mißachtung der von Gott gesetzten Autorität erheben konnte, das war und ist mir unbegreiflich."

„Einer Autorität unterwerfen?" rief Wallenberg. „Aber Herr Pfarrer, glauben Sie denn wirklich, daß wir uns Herrn Reinkens als unserem „Bischofe" unterworfen hätten? Mein Gott; wir haben ihn erwählt, um der von uns bis in den Tod gehaßten katholischen Kirche Opposition zu machen. Was hält denn die Altkatholiken zusammen? dieser „Bischof" und die ihm vom Staate verliehene „Hirtengewalt?" Der Kitt, der uns verband, war Ueberdruß an gewissen Fesseln, welche der katholische Glaube uns auferlegte, Haß gegen jede Religion, und die Hoffnung auf sonstige Vortheile, welche vielen Altkatholiken von Seiten der Regierung winken. Bei mir selbst trat noch die Langeweile hinzu; Opposition zu machen, über Papst und Bischöfe zu schimpfen und zu räsonniren, als gebildeter Katholik zu gelten, das gefiel mir. Was die Unfehlbarkeit des Papstes bedeute, wußte ich gar nie; das habe ich erst in Friedenthal erfahren."

„Nun, wenn die Sache so steht," entgegnete der Pfarrer, „dann nehme ich allerdings meine obige Bemerkung zurück. Freilich kamen mir oft die nämlichen Gedanken, wenn ich bedachte, daß die Mitglieder der neuen Sekte vielfach abgestandene Katholiken sind; Leute, die schon seit Jahren keine Sakramente mehr empfangen, ja keine Kirche mehr gesehen hatten; Leute, die von den katholischen Glaubenswahrheiten weniger wissen, als das geringste Dorfkind; und dennoch mit einem unerträglichen Hochmuthe über die nämlichen Dinge, von denen sie nicht einmal einen richtigen Begriff haben, aburtheilen. Würde Jemand, der selbst weder Maler, noch Sprachkenner ist, einem Maler Vorschriften über Malerei, einem Philologen über die Eigenheiten einer alten Sprache Belehrungen geben wollen, so würde er sich dem allgemeinen Gespötte aussetzen. Und mit Recht. Denn das Sprüchwort: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten," hätte da seine vollste Berechtigung. Nur in religiösen Dingen macht man die Ausnahme. Wer, ohne den Katechismus zu kennen, über die katholischen Glaubenssätze räsonnirt, wer gegen die Einrichtungen der Kirche, ihre Orden, ihre Verfassung ꝛc. kühn loszieht, obwohl er die Dinge, die er verurtheilt, nicht einmal oberflächlich kennt, der gilt als starker Geist, als Culturmensch, der ist ein würdiger Sohn des neuen deutschen Reiches, dessen sich Gott erbarmen möge."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei, verehrter Herr Pfarrer," entgegnete Wallenberg; „Ihre Schilderung ist ganz zutreffend, und zu meiner Beschämung gestehe ich es, daß meine eigene Vergangenheit den besten Beleg

für Ihre Worte bietet. Dem Herrn sei Dank, daß er mich aus diesem unseligen Zustande befreit und mich auf eine so auffallende Weise zur Wahrheit zurückgeführt hat!"

„Sie würden mich sehr verpflichten, lieber Herr Wallenberg, wenn Sie mir diese Erlebnisse mittheilen wollten. Seien Sie mein Gast heute Abend. Als Seelsorger interessire ich mich außerordentlich, die Wege zu betrachten, welche Gott einschlägt, um die Herzen der Menschen an sich zu ziehen. Ich habe manche Erfahrungen während meines langen Lebens in dieser Hinsicht gemacht und so oft gefunden, daß sich der Herr der unscheinbarsten Vorfälle, die wir Menschen gewöhnlich nur als Zufälle betrachten möchten, zur Ausführung seiner liebevollen Absichten bedient."

„Gerade so ist es mir ergangen," rief Wallenberg. „Man könnte meine Erlebnisse in den letzten Wochen fast mit dem Namen lustiger Abenteuer bezeichnen, wenn sie auf mich nicht von einem so tiefen und heilsamen Einflusse gewesen wären."

„Ich bin in der That gespannt, sie zu vernehmen," bemerkte der Pfarrer.

„Wie Ihnen bekannt ist," begann Wallenberg seine Erzählung, „habe ich mich vor zwei Jahren der Sekte der Altkatholiken angeschlossen. Da mich nicht das mindeste religiöse Interesse, sondern nur die vorhin schon angegebenen Gründe zu diesem Schritte bewogen hatten, so nahm ich natürlich auch an dem altkatholischen Gottesdienste, der von Zeit zu Zeit hier abgehalten wurde, keinen Antheil; sondern wohnte nur einige

Male einer Predigt an, bei welcher ich mich jedoch so schrecklich langweilte, daß ich stets froh war, wenn der Mann auf der Kanzel, der nur über Papst und Bischöfe schimpfen konnte, sein „Amen" gesagt hatte. Die Hauptbethätigung meines altkatholischen Glaubens bestand darin, daß ich jeden Abend in unserem Versammlungslocale, dem „Russischen Hofe", erschien, um mich an dem ausgezeichneten Biere zu laben, welches der Wirth, in richtiger Würdigung unserer vornehmsten „altkatholischen" Neigungen stets für uns bereit hielt. Ueber die gotteslästerlichen Gespräche, die dort allabendlich geführt wurden, die Spottreden, mit welchen man Alles, was dem Katholiken heilig ist, übergoß, lassen Sie mich schweigen. Leider habe auch ich, besonders im vorigen Jahre mich oft dabei betheiligt und Dinge gesprochen, die mich jetzt mit Grausen erfüllen. Ich war in einem fast beständigen Taumel, der mich mit einer maßlosen Gleichgültigkeit, ja mit Haß gegen Gott und seine Kirche erfüllte. Zuweilen regte sich freilich mein Gewissen und da ich von Natur aus ängstlich bin, so erfaßte mich, besonders des Nachts, wenn ich aus meinen wüsten Träumen erwachte, beim Gedanken an Tod und Ewigkeit eine namenlose Angst. Allein der Leichtsinn und die schlechte Gesellschaft, in der ich mich befand, ließen mich diese mir so grausenvollen Dinge bald wieder vergessen."

„Mein zügelloses Leben machte indessen bald seinen Einfluß auf meine ohnehin schwache Gesundheit geltend. Meine Nerven litten außerordentlich in Folge der häufigen Gelage und im letzten Jahre besonders wurden

sie so schwach, daß ich oft bei den geringfügigsten Anlässen in eine Aufregung gerieth, welche mich halb wahnsinnig erscheinen ließ. Die kirchenpolitischen Zustände unseres Vaterlandes beschäftigten meine Aufmerksamkeit mit jedem Tage mehr; nicht, als ob ich an den Leiden der Kirche Antheil genommen hätte, das lag mir ferne; im Gegentheile, mein Haß gegen diese Religion vermehrte sich noch, weil ich in ihr die Gegnerin des neuen deutschen Reiches erblickte; und mein Widerwille gegen die katholischen Priester stieg mit jedem Tage; las ich ja doch nur kirchenfeindliche Blätter, die kaum ein anderes Geschäft noch kennen, als das, alle Leidenschaften, welche die Menschenbrust bewegen, zum Kampfe gegen die Kirche aufzurufen. Trotzdem aber hatte ich noch so viel Gefühl für Recht und Billigkeit, daß ich gewisse Vorkommnisse im deutschen Reiche aufs Entschiedenste mißbilligte, was dann natürlich in unserm Versammlungslocal die heftigsten Debatten hervorrief. So erinnere ich mich, daß solche Scenen stattfanden bei dem Anfange der Vertreibung der weiblichen Orden aus den Schulen, bei der Ausdehnung des Jesuitengesetzes auf die Redemptoristen und Väter vom heiligen Geiste, und dergl. mehr. Indessen das störte meine Zufriedenheit mit der Kirchenverfolgung im Großen und Ganzen wenig, und noch viel weniger meinen Enthusiasmus für den Fürsten Bismark, den ich als den größten Staatsmann unseres Jahrhunderts, als den Begründer der neuen deutschen Herrlichkeit und als den Bekämpfer der mir so widerwärtigen katholischen Religion glühend verehrte. Daß man an der Größe

des neuen deutschen Reiches zweifeln könne, daß diese angebliche Größe aus so vielen Erbämlichkeiten zusammengesetzt sei, davon hatte ich keine Ahnung. Ich war, wie ich schon bemerkt, durch meine selbstgewählte Gesellschaft von allen sogenannten reichsfeindlichen Einflüssen vollständig abgesperrt. So kam der 13. Juli, der Tag des Kullmann'schen Attentates auf Bismark. Ich war damals gerade etwas unwohl; meine Nerven waren so erregt, daß ich den ganzen dreizehnten und den Vormittag des vierzehnten zu Hause im Bette blieb. Nach Tische fühlte ich mich kräftig genug, das Bett zu verlassen, und da mein Wohlbefinden anhielt, so begab ich mich gegen 6 1/2 Uhr wie gewöhnlich in den „Russischen Hof".

„Dort fand ich die Gesellschaft zahlreicher als je in grenzenloser Aufregung beisammen. Man schrie, schimpfte, las laut aus den Zeitungen vor, kurz es herrschte ein Heidenlärm. Da ich den Grund der Aufregung nicht kannte, so blieb ich einige Sekunden lang verwundert an der Thüre stehen und schaute dem Wirrwarr zu. „Kullmann — Pfaffen — Attentat — Bismark — Reichsverräther — Mordgesellen"; das waren die Worte, die ich in dem wüsten Durcheinander von Stimmen verstehen konnte. Neugierig, was denn vorgefallen sei, fragte ich endlich den mir Nächststehenden:

„Aber, was ist denn geschehen, was ist los? worüber lärmt man so?"

„Der Gefragte, der Werkmeister an der Eisenbahn, schaute mich mit großen Augen an.

„Was los ist, Wallenberg, fragen Sie? Alle Wetter! Kommen Sie denn vom Monde!"

„Das gerade nicht, Birkenstiel," antwortete ich, „aber ich komme aus der Krankenstube, die ich seit vorgestern Abend nicht verlassen habe. Was ist also geschehen?"

„Nun dann hören Sie und staunen, die verruchten Pfaffen haben gestern Nachmittag ein Attentat auf Bismark gemacht. Ein Mordgeselle, Kullmann mit Namen, hat mit einer Pistole nach dem Fürsten —"

„Hat er ihn getroffen?" schrie ich auffahrend, „der Schurke!"

„Getroffen, ja," erwiederte Birkenstiel, „aber nicht tödtlich; nur eine leichte Streifung hat's gegeben — Gott hat seinen Liebling, den Stolz unsers Jahrhunderts beschützt."

„Aber, so erzählen Sie näher," rief ich jetzt ebenfalls in höchster Aufregung, „wie, wo, wann ging das Schreckliche vor sich?"

„Ha ha, Freundchen, begreifen Sie jetzt den Lärm, der hier herrscht? Aber immer unbegreiflich ist mir's, daß Sie nicht früher davon hörten, ist doch die ganze Stadt voll von der Sache; haben Sie denn die ganze Zeit her geschlafen?

„Nichtsweniger als dies; aber bei meiner Seele, Birkenstiel, lassen Sie jetzt diese Fragen; spannen Sie mich nicht auf die Folter und erzählen Sie, was Sie wissen. Alles, alles."

„Damit zog ich den Werkmeister auf einen Stuhl nieder, nahm einen tüchtigen Schluck Bier und hörte ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, während er mir

Alles, was er wußte, mittheilte. Birkenstiel, — Sie kennen ihn, Herr Pfarrer — hat ein großes Talent zum Erzählen. Bei ihm stand es natürlich fest, daß das Attentat der katholischen Geistlichkeit zur Last falle; an kräftigen Ausdrücken gegen die Uebelthäter fehlte es auch nicht, und so redete er sich und mich in einen so großen Zorn, daß wir uns bald ebenfalls unter den lärmenden Haufen mischten und nach besten Kräften mitschrieen und mittobten. Das viele Sprechen verursachte natürlich großen Durst und so wurde das Bier in Strömen getrunken. Kurz, das Ende der Sache war, daß wir uns gegen 11 Uhr Nachts trennten und in vaterländischer Begeisterung, mit ungeheuerer Entrüstung über die Bosheit der Schwarzen, mit neuem Muthe zum heiligen Culturkampfe gegen Dunkelmänner und Finsterlinge in unsere Behausungen heimkehrten."

„Das verspricht ja ein wahrer Roman zu werden," unterbrach hier der Pfarrer seinen Gast, „ich habe Ihnen mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Aber ehe Sie fortfahren, leeren Sie das Glas!"

Wallenberg folgte der Einladung und setzte dann seine Erzählung fort.

„Mich selbst hatte das Attentat und das, was ich in der Gesellschaft darüber gehört hatte, in solche Aufregung gebracht, daß ich nach Hause zurückgekehrt noch eine ganze Stunde lang schimpfend und donnernde Reden gegen Pfaffen und Ultramontane, Jesuiten und Nonnen haltend in meinem Zimmer auf und nieder rannte. Dann wollte ich mich müde zur Ruhe begeben, allein meine Augen sahen überall den Mörder mit seiner

entsetzlichen Pistole stehen, und meine Ohren hörten ohne Ende den Schuß, so daß mein Zorn gegen die ultramontane Partei, die den angebeteten Reichskanzler beinahe um's Leben gebracht hätte und mir nun auch noch den Schlaf raubte, immer höher stieg. Endlich schlief ich ein; aber, welche Träume quälten mich. Kaum hatte der Schlummergott mich in seine Arme geschlossen, da stand Kullmann an meinem Bette; auf dem Kopfe trug er ein Priesterbiret, hatte einen langen schwarzen Rock an, hielt eine entsetzliche Pistole in der Hand, richtete ihre Mündung auf meine Brust und sprach grinsend: „Warte, du radikaler Teufel, jetzt schieße ich dich todt." Ich warf einen ängstlichen Blick auf die Mündung der Pistole und sah zu meinem größten Schrecken die Kugel oben herausschauen; schon knackte der Hahn: da sprang ich auf, schlug mit starker Faust dem Mörder nach dem Auge, um ihn unschädlich zu machen und — stürzte polternd zum Bette heraus, indem ich dabei meinen Nachttisch umwarf, so daß Wasserflasche und Petroleumlampe mit lautem Geklirre zu Boden stürzten.

Bei diesen Worten konnte der Pfarrer das lange mühsam verhaltene Lachen nicht mehr bezwingen, und Wallenberg selbst lachte herzlich mit. Nach einer kleinen Pause fuhr er dann fort:

„Sie können sich leicht denken, verehrter Herr Pfarrer, daß dieser Unfall meine üble Laune noch um ein gutes Stück vermehrte. „Kullmann, verdammter Schurke, daran bist du Schuld!" schrie ich, mich vom Boden aufraffend und nach dem Feuerzeuge suchend, um Licht zu machen. Allein kaum hatte ich ein paar Schritte in

dem dunkeln Zimmer gemacht, da trat ich mit dem nackten Fuße in eine der Scherben der Wasserflasche, so daß ich vor Schmerz laut aufschrie und erst nach einiger Zeit wieder vorsichtig weiter zu suchen wagte. Endlich fand ich das Feuerzeug weit im Zimmer liegend, machte Licht und setzte mich mühsam wieder in solche Verfassung, daß ich mich in's Bett zurückbegeben konnte, worauf ich in einen unruhigen Schlummer sank, aus welchem mich schon um 5 Uhr die Thurmuhr wieder weckte. Mein erster Blick galt natürlich der Verwüstung, die ich in der Nacht angerichtet hatte und die jeder Beschreibung spottete.

„Aergerlich schwang ich mich über die Trümmer hinweg und kleidete mich an. Als meine Haushälterin bald darauf den Kaffee brachte, schaute sie zuerst eine Zeitlang sprachlos vor Staunen die Scherben auf dem Boden an, begann aber dann mich mit einer solchen Fluth von Fragen zu bestürmen, daß ich ihr gar nicht zu antworten vermochte, sondern sie in meinem ohnehin schon ungemessenen Aerger mit donnernder Stimme anschrie: „Schweig', du alte Gans und packe dich!" Das war ihr zu arg; sie schaute mich entsetzt an, drehte sich langsam um und murmelte in mitleidigem Tone: „Hilf, lieber Himmel, der arme Herr ist übergeschnappt; die schöne Lampe, die Wasserflasche und ich — alte Gans — nein es ist nicht mehr richtig bei ihm!" Das versetzte mich in neue Wuth und ich hätte ihr noch Aergeres geantwortet, wenn sie nicht rasch sich entfernt und die Thüre hinter sich zugeworfen hätte. Erschöpft sank ich auf meinen Sessel; und sann nach,

was ich beginnen sollte. Mein erster Gedanke sagte mir, ich müsse, um meine aufgeregten Nerven zu beruhigen, Zerstreuung suchen und jede Erinnerung an das für mich so aufregende Kullmann'sche Attentat zu vermeiden streben. Rasch entschlossen nahm ich Hut und Stock und ging aus, um etwas frische Luft zu genießen. Allein kaum war ich auf die Straße gekommen, als mich ein Zeitungsverkäufer mit den Worten anschrie: „Kölnische Zeitung, neueste Nachrichten über Kullmann, Kullmann, Mitglied des katholischen Gesellenvereins —"

„Elender Junge, willst du schweigen," schrie ich erboßt, drückte meinen Hut in die Stirne und eilte fort, mußte ihn aber noch aus weiter Entfernung „Kullmann, Kullmann" schreien hören. Meine Nerven waren schon wieder in fieberhafter Erregung; endlich gelangte ich in die sogenannte Anlage und athmete freier auf, als ich sie leer von Menschen gewahrte. Ich begab mich nach dem einsamsten Theile, aber plötzlich hörte ich aus einem Seitenpfade eine kräftige Stimme, die mir zurief:

„Guten Morgen, lieber Herr Wallenberg, wie befinden Sie sich? Haben Sie schon die neuesten Nachrichten über das Kullmann'sche Attentat gelesen? Nicht wahr, welche Schändlichkeit von diesen Pfaffen; und sie sind's gewesen; eben lese ich in der „Norddeutschen," daß ein Pfaffe die Pferde aufhielt und so dem Mörder Gelegenheit zum Schuß gab; und daß der Kullmann zum katholischen Gesellenverein gehört; jetzt ist mir das ganze Complott klar; hab' mir's doch immer gedacht."

Bei diesen rasch hintereinander gesprochenen Worten stand ich stumm vor Aerger und Aufregung da und

schaute den mir befreundeten Sprecher, Dr. Königsheim, mit einem so stieren, wilden Blicke an, daß dieser besorgt nach meinem Pulse griff und fragte:

„Aber, Herr Wallenberg, was haben Sie? Sind sie krank? Ihr Puls geht zwar ziemlich ruhig, aber Ihr Aussehen —"

„Ja, sehen Sie, Herr Doctor", erwiederte ich, mich etwas fassend, „ich habe die Nacht schlecht geschlafen und leide überhaupt in letzter Zeit an den Nerven —"

„Eine Reise, lieber Freund," unterbrach mich Königsheim, „unfehlbares Mittel für alle Nervenleiden; machen Sie sich heute noch reisefertig, irgend wohin, Fußtouren und nahrhafte Kost; Sie werden sehen, in Zeit von vierzehn Tagen sind Sie vollkommen geheilt. Um aber wieder auf unsern Kullmann zurückzukommen — Um Gotteswillen, lieber Herr Wallenberg, was ist Ihnen denn schon wieder? Sie werden ja ganz blaß" —

„Nichts, nichts, lieber Doctor, ich mache eine Reise, heute noch, Adieu" — ich lüftete meinen Hut, ließ Dr. Königsheim verblüfft dastehen, und eilte wie von den Furien verfolgt nach Hause.

„Hier ist's nicht mehr zum Aushalten", dachte ich; „da gehe ich über dem Kullmannspektakel noch zu Grunde. Ich muß fort, wie der Doctor sagt, eine Reise machen; wohin ist gleichgültig; nur von diesen Menschen fort."

„Keuchend in Folge des raschen Gehens kam ich nach Hause zurück, rannte auf der Stiege meine alte Margareth fast um und läutete, auf meinem Zimmer angelangt, mit solcher Gewalt, daß es durch's ganze Haus

gellte und die arme Alte ganz erschrocken in die Stube stürzte.

„Augenblicklich, Margareth, packe meinen Koffer, Wäsche für vier Wochen!"

„Ich hatte bis dahin nur sehr selten meine Vaterstadt verlassen, weil ich vor allem Reisen einen gründlichen Abscheu hatte. Meine Margareth wußte das, stand deshalb bei der plötzlichen Ankündigung einer Reise wie versteinert da und gaffte mich mit weit geöffnetem Munde in stummer Verwunderung an.

„Nun, wird's bald?" schrie ich ärgerlich.

„Aber, Herr Wallenberg, — wohin denn?" brachte jetzt endlich die Alte mühsam hervor.

„Was geht das dich an, du alte —"

„Herr! wollen Sie mich wieder alte Gans heißen?" fiel mir die Alte mit weinerlicher Stimme in die Rede, „mir das? Ich habe Sie als kleines Kind auf meinen Armen getragen, Sie gewiegt und — und — jetzt — alte Gans — habe ich das verdient?" dabei begann sie laut zu weinen.

„Ich hätte bersten mögen vor Aerger. „In aller T . . . . . Namen, Margareth", schrie ich mit Donnerstimme, „wird's bald, wirst du meinen Koffer packen?"

„Bei diesen Worten fuhr die Alte erschrocken auf, trocknete sich die Thränen, bekreuzte sich schen und eilte fort, um das Verlangte zu bringen.

„Reisen muß ich", sagte ich für mich hin, im Zimmer auf und ab rennend; „hier werde ich noch verrückt. Aber wohin? Wohin? Ganz gleich, nur fort von hier."

Damit begann ich einige Kleidungsstücke und andere Reisebedürfnisse zusammenzulegen, packte sie mit Hülfe der indeß wieder zurückgekehrten Alten, die mich stets scheu und kopfschüttelnd von der Seite anschaute, zusammen, ließ eine Droschke kommen und fuhr nach dem Bahnhof.

„Als ich dort ankam, stand gerade ein Zug zum Abfahren bereit.

„Wohin geht der nächste Zug?" fragte ich einen Vorübergehenden.

„Nach K.", lautete die Antwort.

„Ich trat an's Schalter.

„Ein Billet zweiter Klasse nach K."

„Der Schaffner gab mir das Billet, ich eilte zum Zuge und stieg ein.

„Nachdem ich meinen Koffer untergebracht, sah ich mich zuerst nach meiner Reisegesellschaft um. Sie bestand aus einem Frauenzimmer mit einem kleinen Kinde; einem Menschen mit Augengläsern und elegantem schwarzen Bart und einem älteren Herrn in schwarzer Kleidung mit ernsten, aber doch angenehmen Gesichtszügen. Als ich in den Wagen stieg, bemerkte ich einen Stadtsergeanten, der dem Zuge entlang schritt und die Insassen eines jeden Coupé's genau betrachtete. Als derselbe an das unsrige gekommen war und den schwarzen Herrn bemerkte, zog er ein Notizbuch aus der Rocktasche und blickte einige Augenblicke hinein, fixirte dann den Schwarzen, schüttelte bedächtig den Kopf und fragte ihn endlich, an welcher Station er aussteigen werde. „In K.", entgegnete dieser ruhig. Der Sergeant notirte sich

den Namen des Ortes, verbeugte sich und ging weiter. Gleich nachher fuhr der Zug ab.

„Das Benehmen des jungen Stutzers, denn so kam er mir vor, ärgerte mich sofort. Bald strich er seinen Bart, bald zupfte er an seiner Cravatte, dann richtete er seine Augengläser auf die Dame, der diese Aufmerksamkeit gar nicht zu mißfallen schien, dann spielte er mit seiner Uhrkette, so daß ihm Uebermuth und geckenhafte Eitelkeit überall hervorschaute. Da ich sein Profil beobachten konnte, so war es mir bald klar, daß ich es mit einem Sprößling jenes Menschenstammes zu thun hatte, dem Fürst Bismark bekanntlich besonderes politisches Talent zugeschrieben hat. Die Dame, die mir gegenüber saß, streichelte ihr Kind zuweilen mit affektirter Zärtlichkeit und summte dazu allerlei Arien aus modernen Opern. Da ein Frauenzimmer, das zu andern Untugenden ihres Geschlechtes auch noch viel singt, mir ein Greuel ist, so hatte ich an meinem Gegenüber einen zweiten Grund zum Aerger. Ich bemühte mich daher, an meinem dritten Reisegefährten Trost zu finden; allein derselbe las so aufmerksam in einem Buche, das er in den Händen hielt, daß er für seine nächste Umgebung ganz unempfindlich zu sein schien. Ich lehnte mich nun zurück und versuchte zu schlafen.

„Plötzlich unterbrach der jugendliche Bartträger, der inzwischen ein Zeitungsblatt aus der Tasche gezogen und darin gelesen hatte, die Stille, indem er rief: „Verdammte Jesuiten und Pfaffen." Das Frauenzimmer nickte zustimmend, der schwarze Herr schaute den Rufer einen Augenblick fest an und las dann wieder weiter.

Ich öffnete die Augen, schloß sie aber sofort wieder, weil mir der Ausruf gegenstandslos dünkte.

„Der junge Hebräer schien sich über die Gesinnung seiner Reisegefährten noch näher orientiren zu wollen.

„Wenn doch Deutschland von diesem Pfaffengewürm endlich befreit wäre", wandte er sich an mich.

„Da ich die Zeitung in der Hand meines Nachbars gesehen hatte, so fürchtete ich, daß diese giftige Bemerkung die Einleitung zu einem Gespräche über Kullmann sein solle; ich that daher als hätte ich ihn nicht verstanden, und öffnete den Mund zu einem riesigen Gähnen. Allein vergebens, denn das Frauenzimmer gab an meiner Statt Antwort: „Nun, jetzt nach dem neuesten Attentat wird Fürst Bismark wohl rasch mit ihnen aufräumen."

„Das hoffe ich auch und mit mir alle Patrioten", entgegnete der Bartträger, „es ist eine Schmach des Jahrhunderts, daß sich gegen das edelste Leben der deutschen Nation eine deutsche Mörderhand erheben konnte."

„Ich traue der römischen Priesterherrschaft Vieles zu," bekräftigte mein weibliches Gegenüber; „eines solchen Bubenstückes hätte ich sie aber kaum fähig gehalten. Die Hauptschuld ist indeß doch, wie ich glaube, den Jesuiten zuzuschreiben, die ja im Morden erfahren sind. Wahrscheinlich hat Kullmann schon vor der That von ihnen die Absolution erhalten. Schmach und Schande über sie."

„Die Entrüstung über die Unthat ist auch allenthalben grenzenlos", versicherte der Jude; die ultramon-

tane Parthei wird unter dem Gewichte der öffentlichen Verachtung vernichtet zusammenbrechen."

Ich unterdrückte einen leisen Fluch, daß trotz meiner Gegenbemühungen dennoch das Attentat zur Sprache gekommen war. Entschlossen, die Unterhaltung um jeden Preis von dem für mich so nervenaufregenden Gegenstande abzulenken, sagte ich zu dem jungen Bärtigen gewandt: „Der Attentäter wird jedenfalls seiner Strafe nicht entgehen; aber mein Herr, was urtheilen Sie von dem Widerstand der Geistlichkeit gegen die Maigesetze? Halten Sie ihn für zäh genug, um auszudauern?"

„Pah!" entgegnete dieser verächtlich, „wenn die Regierung nur consequent vorwärts geht, so werden sich die Bischöfe schon beugen. Der niedere Klerus folgt dann von selbst nach."

„Wieder blickte der schwarze Herr von seinem Buche auf, sah zuerst mich, dann den Juden einen Augenblick scharf an und las weiter. In seinem Blicke lag ein solcher Ausdruck von geistiger Ueberlegenheit, daß er mich genirte. Allein eingedenk meiner Absicht, das Attentat vergessen zu machen, beschloß ich das Gespräch fortzusetzen.

„Ich glaube doch nicht, daß die Sache so leicht gehen wird. Die römische Kirche hat eine stramme Organisation; sie hängt willenlos von den Winken des Papstes ab und bei dem ist an ein Nachgeben nicht zu denken."

„Der Papst?" lachte der Jude, „der wird bald nichts mehr nachzugeben haben. Unser Bismark hat ihn schon

genug beschnitten. Warten Sie nur ein paar Jahre noch, bis alle Vorbereitungen getroffen sind; dann setzt er den Papst ab, wenn er noch lebt; und stirbt er inzwischen, so ist's um so besser. Dann wird Preußen jede Papstwahl verhindern, und Reinkens zum Papste für Deutschland machen. Der wird dann mit dem alten dogmatischen Plunder in der katholischen Kirche aufräumen, die deutsche Nationalkirche constituiren, dem schönsten aller menschlichen Triebe wieder seine vollberechtigte Stellung im menschlichen Leben einräumen, und dann — dann wird's angenehm, katholisch zu sein, dann werde ich auch katholisch."

„Meine Nachbarin machte bei diesen Ausführungen des Juden ein vergnügtes Gesicht.

„Ich habe Herrn Reinkens in Bonn gesehen", versicherte sie eifrig; „er ist ein Bild vollendeter Männlichkeit. Ich habe ihn auf den ersten Blick lieb gewonnen."

„Da hat Bismark einen seiner genialsten Streiche gemacht", fuhr das Kind Israel fort, „indem er dem Altkatholizismus auf die Beine half, und Reinkens an seine Spitze stellte. Dadurch haben die Kirchengesetze erst die rechte Kraft erhalten. Ich habe so manche Bekanntschaften in eingeweihten Kreisen: da habe ich vieles vernommen. Die erste Folge der Kirchengesetze wird die sein, daß nach und nach die katholische Pfaffenbrut ausstirbt. Dann werden die katholischen Gemeinden ohne Seelsorger sein, die Kinder werden ohne Religionsunterricht aufwachsen, und, wie die Alten, gegen die Religion gleichgültig werden. Auf ein paar Glaubenssätze mehr oder weniger wird's ihnen dann nicht

ankommen. Wenn dann nach ein paar Jahren Reinkens genug Priester geweiht haben wird, — und an Candidaten wird's ihm nicht fehlen, wenn er einmal den Cölibat abgeschafft hat, — so werden die Gemeinden ohne Widerstreben die Diener der neuen Religion aufnehmen; diese werden gründlich mit dem römischen Aberglauben aufräumen, Rom wird in Deutschland vergessen, Berlin wird Rom und dann erst wird Bismark seinem Werke die Krone aufgesetzt und Deutschland wirklich einig gemacht haben."

„Mir wurde bei diesen Ausführungen des Juden, die so manchem entsprachen, was ich im „Russischen Hofe" gehört hatte, schwül zu Muthe. Ich wünschte sehr, daß er stillschweigen möchte, zumal da ich bemerkte, daß das Angesicht des schwarzen Herrn sich vor innerer Aufregung röthete. Aber das weibliche Ungethüm, das mir gegenüber saß, wußte das Gespräch weiter zu führen.

„Ich bin zwar katholisch", rief sie, „aber ich bin zuerst Preußin und Deutsche; und in der letzten Zeit wird es mir mit jedem Tage klarer, daß ich eins aufgeben muß; und da halte ich es doch mit meinem Vaterland."

„An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen,"

sagt der Dichter und so mache ich's auch. In die Kirche gehe ich schon lange nicht mehr; verflossene Pfingsten wollte ich wieder einmal hineingehen, aber da kam eine Freundin und nahm mich mit auf eine Vergnügungstour. Mein Mann denkt gerade so wie ich. Wir haben

unsern Kleinen hier noch nicht taufen lassen und werden es auch nicht thun."

„Herrlich", rief der Jude, „verehrteste Frau; das nenne ich doch noch deutsche Charakterstärke. Ich begreife in der That nicht, wie noch ein ehrlicher Deutscher diesem römischen Bettelpapst anzuhängen vermag. Betteln und Fluchen — das ist sein Handwerk. Diesen Pio nono; ich kann seinen Namen ohne Ekel nicht nennen hören, seit er so weit gegangen ist, sich sogar zum Gott zu machen. Für welche Esel muß er doch uns Deutsche halten, daß er uns zumuthet, so etwas zu glauben. Freilich gibt es leider Menschen genug in Deutschland, die ihm ihren Verstand zum Opfer bringen und sich so zu den Thieren herabwürdigen. Das ist ja eine der culturhistorischen Aufgaben Preußens, diesen römischen Aberglauben aus Deutschland zu verbannen und das Werk der Reformation fortzusetzen und zu vollenden. Das wird ein Jubeltag in Deutschland sein, noch größer als der von Sedan, an welchem der letzte Deutsche diesem ultramontanen Halbgott zu Rom den Scheidebrief schickt. Ha ha ha, dann wird's ein Fluchen in Rom geben, daß die Wände des Vatikans zittern; und vielleicht über ihrem wahnwitzigen Bewohner zusammenfallen."

„Wieder schaute ich auf den schwarzen Herrn, dessen Augen mit dem Ausdrucke maßlosester Entrüstung auf den unverschämten Lästerer gerichtet waren. Ich fürchtete jeden Augenblick einen Ausbruch und hätte Vieles darum gegeben, wenn ich den Juden hätte zum Schwei-

gen bringen können. Allein das bitterböse Weib trieb ihn immer noch weiter.

„Pah", höhnte sie, „Sie meinen, daß diese ultramontane Pfaffenparthei sich zuletzt ergeben werde. Allein das ist meiner Ansicht nach unwahrscheinlich. Nicht umsonst nennt man den Mann, der Deutschland geeinigt hat, den Mann von Blut und Eisen; das letzte Mittel, Deutschland von diesem Gelichter zu reinigen, wird eben nichts anderes als Blut und Eisen sein."

„Nun", schrie der Jude giftig, „wenn sie sich nicht ergeben wollen, dann sollen sie alle zum Lande hinaus, und wenn auch noch Ströme Blutes fließen müssen. Deutschlands Freiheit von Rom kann nicht theuer genug erkauft werden. Wer hat denn stets das Unglück über unser Vaterland gebracht, wer unser Volk gespalten, entsittlicht; wer droht jetzt wieder dem kaum erstandenen deutschen Reich die Vernichtung, wer conspirirt mit Frankreich, wer hetzt das Volk auf, wer rebellirt, wer verhöhnt die Gesetze, ist es nicht immer und ewig diese elende Söldnerschaar des römischen Götzenpfaffen? Nein, Schmach und Schande über sie, kein Deutscher darf Erbarmen mit solchen Menschen haben. Hinaus mit ihnen."

„Der Jude war bei diesen in halb schreiendem Tone hervorgestossenen Worten von seinem Sitze aufgesprungen; seine Augen hatten einen wahrhaft dämonischen Glanz angenommen. Zu gleicher Zeit hatte sich aber auch unser schwarzer Reisegefährte erhoben, hatte sein Buch bei Seite geworfen und schaute den Juden mit durchbohrenden Blicken an.

„Ich hätte das Weib, das sich bei dieser drohenden Gestaltung der Dinge scheu in die Ecke des Waggons zurückzog, erwürgen mögen, weil sie durch ihr loses Gewäsche den Scandal herbeigeführt hatte. Ich weiß selbst nicht mehr, wie mir in dem Augenblicke zu Muthe wurde; ich vergaß ganz meine angeborene Furchtsamkeit und rief, ehe der Schwarze noch ein Wort erwiedern konnte, dem Juden, um ihn zur Vernunft zu bringen, zu:

„Mein Herr, Sie gehen da denn doch zu weit; wenn ich auch kein Freund der Ultramontanen bin, so mag und werde ich doch nie ungerecht gegen sie sein. Es hat Niemand das Recht, sie zu mißhandeln und zu tyranniſiren. Thun sie Unrecht, so stelle man sie vor die Gerichte und verurtheile sie da. Willkürmaßregeln aber darf Niemand gegen sie anwenden; sie sind und bleiben deutsche Bürger —"

„Was", schrie der Jude zurück, „deutsche Bürger? Diese Menschen haben ihr Bürgerrecht, ihr Heimathrecht schon längst verwirkt. Jeder Pfaffe ist fähig, den Reichskanzler zu vergiften; elende erbärmliche Menschen sind sie, nicht werth, daß die deutsche Erde sie trage. Die ganze Brut hält den Mord für erlaubt."

„Jetzt aber ging unserm schwarzen Reisegefährten die Geduld aus. Er faßte den kreischenden Juden bei der Schulter und rief ihm mit einer furchtbaren Stimme zu:

„Jude, ich bin ein katholischer Priester; du lügst infam!"

„Bei diesem unerwarteten Angriffe zuckte der Jude zusammen; da aber der Zug in demselben Augenblicke

auf einer kleinen Station hielt und die Waggonthüre geöffnet wurde, schien er wieder Muth zu fassen und rief:

„Was, ich ein Lügner? Mein Herr, das ist eine infame Beleidigung; ich fordere Genugthuung."

„Bei dem Worte Genugthuung zog ein Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung über das Angesicht des Schwarzen.

„Genugthuung verlangst du?" entgegnete er, indem er mit seiner rechten Hand weit ausholte. „Die sollst du haben, und zwar wie sie dir gebührt."

„Allein er hatte seinen Satz noch nicht geendigt, da hatte sich der Jude schon mit affenartiger Geschwindigkeit seinen Händen entwunden und durch die offene Waggonthüre das Weite gesucht. Halb ärgerlich, halb mitleidig schaute ihm mein Reisegefährte nach und begann dann wieder in seinem Buche zu lesen, indem er für sich hinbrummte: „Das war dein Glück, Jude!"

„Gleich darauf fuhr der Zug weiter. Es herrschte jetzt einige Sekunden lang tiefes Schweigen in dem Wagen.. Mir war es in der Nähe des Mannes etwas unheimlich geworden. Das Frauenzimmer spielte verlegen mit dem Kinde; bis dasselbe mit einemmale heftig zu weinen begann, so daß sein Angesicht ganz blau wurde. Da alle Besänftigungsmittel bei dem kleinen Schreihals nichts fruchteten, so rieth ich der Frau dringend, an der nächsten Station auszusteigen, was sie auch eiligst that, nachdem sie mit Hülfe des Schaffners ihre Siebensachen aus dem Wagen gebracht hatte.

Zweites Kapitel.

Schwarze Ansichten.

Wallenberg hielt in seiner Erzählung ein wenig inne, während ihn der Pfarrer, der ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, freundlich zum Trinken einlud.

Nach einer kleinen Pause setzte der Jüngling seine Erzählung fort.

„So war ich denn jetzt mit meinem schwarzen Reisegefährten allein; und es war mir anfangs, offen gestanden, gar nicht besonders wohl dabei. Allein mein Mißbehagen verschwand ganz bald. Denn nachdem er noch einige Minuten in seinem Buche gelesen hatte, schloß er dasselbe, machte das heilige Kreuzzeichen und setzte sich dann mit einem breiten, gutmüthigen Lächeln mir gegenüber.

„Verzeihen Sie", begann er mit wohlklingender Stimme, „daß ich vor Kurzem den ärgerlichen Auftritt herbeigeführt habe. Allein ich konnte die entsetzlichen Gotteslästerungen des Menschen nicht mehr länger ertragen. Ich denke, die derbe Lection, die er empfangen hat, wird ihn wohl in Zukunft in seinen Reden vorsichtiger machen."

„Allerdings", entgegnete ich, durch sein freundliches Wesen all' meiner Furcht sogleich enthoben, „hatte er für sein freches Benehmen eine Züchtigung verdient. Indessen mein Herr, Sie werden entschuldigen, es scheint mir, als ob er doch im Grunde genommen, etwas Wahres gesagt habe."

„Und das wäre?" forschte der Schwarze lächelnd.

„Nun sehen Sie, verehrter Herr, es läßt sich doch nicht läugnen, daß die katholische Geistlichkeit dem neuen deutschen Reiche, welches jetzt in solcher nie besessenen Größe dasteht, sehr feindlich ist. Und hätte es von ihr abgehangen, so wäre dieses Reich niemals in's Dasein getreten."

„Da stimme ich Ihnen vollständig bei", erwiederte mein schwarzer Gefährte, „dieses deutsche Reich wäre, wenn man uns gefragt hätte, nie zu Stande gekommen, und zwar deshalb, weil wir unsere deutsche Heimath viel zu sehr lieben, als daß wir sie in das gegenwärtig auf ihr lastende Elend hätten stürzen können."

„Diese Worte waren mit einem solchen Nachdrucke gesprochen, und das Antlitz des Schwarzen zeigte dabei eine so schmerzliche Erregung, daß ich mit einer unwillkürlichen Theilnahme rief:

„Bitte, mein Herr, erklären Sie sich näher, Ihre Worte sind mir räthselhaft."

„Recht gerne", entgegnete dieser. „Der Grund meiner Worte läßt sich in den kurzen Satz zusammenfassen: Dieses neue deutsche Reich birgt so viel Characterlosigkeit und sittliche Verkommenheit in sich, daß unsere Nachkommen dereinstens vielleicht versucht sein wer-

den, dem Theile der deutschen Geschichte, den wir gegenwärtig durchleben, den Titel zu geben: „Deutschland in seiner tiefsten sittlichen Erniedrigung."

„Sehen Sie, Verehrtester, das ist der Grund, weshalb die katholische Geistlichkeit und mit ihr ein Jeder, der Deutschland wahrhaft liebt, vom heutigen deutschen Reiche, oder besser gesagt von dem in ihm herrschenden Geiste nichts wissen will. Glauben Sie mir, wie einstens die katholische Religion das alte deutsche Reich hauptsächlich begründet hat, wie sie und ihre treuen Söhne es jederzeit gekräftigt und geschützt haben, so würde das neue deutsche Reich, wäre es dem alten gleich oder auch nur ähnlich, in den Katholiken seine mächtigste Stütze gefunden haben; allein weil in ihm bei seinem Beginne schon ihre heiligsten Gefühle mißachtet und verletzt worden sind und der größten Corruption Thor und Thüre geöffnet wurde, weil es unser deutsches Vaterland allen Anzeichen nach mit einem Meere von Blut und Thränen überfluthen wird, weil es den deutschen Namen zum Gegenstande des Hasses und des Gespöttes für Europa gemacht hat, deshalb haben wir uns von ihm abgewandt."

„Der Fremde hatte diese Worte mit steigender Erregung gesprochen; sein Angesicht glühte und es lag eine solche Anziehungskraft in seiner Redeweise, daß ich mit Bewegung und gespanntester Aufmerksamkeit ihm zuhörte.

„Er schien mein Interesse zu bemerken und fuhr deshalb fort:

„Meine Worte mögen Ihnen vielleicht auffallen; und ich weiß, daß die Lüge so furchtbar in unserm Vaterlande herrscht, daß es Millionen unserer deutschen

Brüder sehr schwer, ja fast unmöglich wird, die Wahrheit zu erkennen. Ich will Ihnen aber beweisen, daß ich die Wahrheit geredet, und ich bin überzeugt, daß Sie mir, wenn Sie mir einige Geduld schenken wollen, auch beistimmen werden."

„Reden Sie!" rief ich mit Wärme, „wenn ich auch nicht glaube, daß ich auf Ihren Standpunkt übertreten werde, so haben Ihre Ausführungen doch mein höchstes Interesse erregt."

„Ich gehe davon aus," begann mein schwarzer Reisegefährte wieder, „daß die wahre Größe eines Volkes nicht auf seiner äußeren Machtstellung allein beruht. Jedes Volk ist ein aus vernünftigen Menschen zusammengesetztes sittliches Ganzes und wie die wahre Größe des einzelnen Menschen nicht in seiner körperlichen Kraft allein besteht und bestehen kann, sondern vorzugsweise in seinem sittlichen Tugendwerth, so liegt auch die wahre Größe eines Volkes darin, daß es seiner großen Mehrzahl nach aus tugendhaften Menschen besteht, und daß Gottesfurcht und Wahrheit, Freiheit, Sittenreinheit und Gerechtigkeit in ihm und von ihm geschützt und gepflegt werden. Sind diese Bedingungen erfüllt, so ist ein Volk in Wahrheit groß und kommt dann auch noch die äußere Machtentfaltung hinzu, so hat es den Gipfel der Größe erreicht; während äußere Macht allein ohne jene Tugenden, auch abgesehen davon, daß sie in sich ganz unhaltbar ist, ein Volk nie wahrhaft groß zu machen vermag. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie hierin mit mir einverstanden sind."

„Vollständig," rief ich.

„Nun gut," fuhr mein Gefährte fort, „betrachten wir nach der angegebenen Norm den jetzigen Zustand unseres Volkes. Die erste Tugend, welche in einem Volke gepflegt werden muß, ist die Tugend der Religiosität und Gottesfurcht. Des Menschen letztes Ziel ist der ewige Gott und unser irdisches Dasein ist einzig und allein eine Vorbereitung auf jenes andere Leben, in welchem ein allmächtiger, gerechter Richter einem Jeden von uns nach seinen Werken vergilt; den Guten mit ewigem Lohne und den Bösen mit ewiger Strafe. Und Sie, mein Herr, Sie glauben ja mit mir an eine Fortdauer der Seele, an Himmel und Hölle, an den einen nuerschaffenen allmächtigen und ewigen Gott?"

„Diese Frage brachte mich, ich gestehe es offen zu meiner tiefsten Beschämung, in einige Verlegenheit, zumal mein Gefährte mich dabei scharf fixirte. Meine Mutter hatte mir nach dem Tode des sehr früh verstorbenen Vaters eine äußerst sorgfältige Erziehung gegeben; allein auch sie starb, wie Ihnen bekannt, verehrter Herr Pfarrer, nachdem ich kaum vierzehn Jahre alt geworden war. Mein Vormund brachte mich in ein Pensionat, in welchem der katholische Glaube täglich verhöhnt und das Heilige in den Koth gezogen wurde. Auf diese Weise wurde ich gegen meine Religion immer gleichgültiger, so daß mir der lebendige Gottesglaube fast ganz abhanden kam. Als daher mein Reisegefährte die vorhin genannte Frage an mich richtete, wußte ich im ersten Augenblicke wirklich nicht, ob ich „ja" oder „nein" antworten sollte. Mein Genosse, der meine Verlegenheit bemerkte, lehnte sich einen

Augenblick zum Wagenfenster hinaus, als ob er die Gegend betrachten wolle; eine zarte Rücksichtnahme, für welche ich ihm im Stillen dankte. In meinem Innern tobte ein wahrer Sturm; mein ganzes vergangenes Leben stieg vor meinen Augen auf; konnte ich, der Religionsspötter, der Altkatholik, der Gotteslästerer, ohne zu lügen, behaupten, daß ich noch an Gott glaube? Ich kann Ihnen, verehrter Herr Pfarrer, gar nicht beschreiben, wie mir in jenen Augenblicken zu Muthe war. Einerseits hätte ich mich meilenweit weggewünscht, um der Beantwortung dieser mir so unangenehmen Frage auszuweichen. Auf der anderen Seite fühlte ich in meinem Herzen einen Drang zu antworten, mich zu entscheiden; und zugleich trieb mich ein unbestimmtes Gefühl des Vertrauens, der Liebe zu dem Manne, der die Frage an mich gerichtet hatte, dazu, ihn nicht durch eine verneinende Antwort zu betrüben. So schwankte ich einige Sekunden unschlüssig hin und her. Da trat plötzlich das Bild meiner frommen Mutter vor meine Augen, wie sie Sonntags Nachmittags mit mir am Grabe meines Vaters zu beten pflegte, dabei mit thränenerfüllten Augen aufwärts zum Himmel wies und sagte: „Kind, dein Vater ist dort oben beim lieben Gott!" Es wurde mir bei dieser Erinnerung aus meiner frühesten Kinderzeit ganz eigenthümlich um's Herz; mir dünkte, mein gutes Mütterchen flüstere mir unsichtbar die Worte zu, die sie mir in meinen Kinderjahren täglich vorgebetet: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde," und von diesen Gefühlen beherrscht, rief ich rasch:

„Auch darin, mein Herr, stimme ich Ihnen bei; ich glaube an Gott und Ewigkeit."

„Wenn wir also," fuhr der andere, sich nach einer kurzen Bemerkung über die Schönheit der Gegend wieder zu mir wendend, fort, „für Gott, für die Ewigkeit geschaffen sind, so müssen wir Gott, unserm Schöpfer dienen, seinen heiligen Willen erfüllen, das heißt, seine Gebote halten, damit wir unser ewiges Ziel erreichen können; dessen Erreichung eben deswegen, weil es unser letztes und ewiges Ziel ist, unsere erste Sorge auf Erden sein muß. Nun aber betrachten Sie, mein Herr, wie es mit der Pflege der Frömmigkeit in unserm deutschen Vaterlande aussieht. Ist nicht jede Religion, jeder Gottesdienst, alles Beten fast zum Gespötte geworden? Ich will davon absehen, daß die protestantische Kirche, zu welcher sich doch der größere Theil unseres Volkes bekennt, in voller Auflösung und Zersetzung begriffen ist; daß die protestantischen Bethäuser mit jedem Tage leerer werden, daß die Zahl derjenigen unserer deutschen Mitbürger, welche nicht getauft sind, mit jedem Jahre in erschreckendem Maße sich vermehrt. Ich will Ihnen vielmehr vor Augen führen, wie diese Beiseitesetzung der Religion ganz systematisch gefördert und gepflegt wird. Werfen Sie einen Blick in unsere sogenannten liberalen Zeitungen; muß nicht jeden Christen ein Grauen überfallen beim Anblicke der Gotteslästerungen, welche ihre Spalten füllen! Täglich müssen wir das Heiligste verhöhnt und verspottet sehen, ohne daß sich Jemand regt, um solch' namenlosem Unfuge in gebührender Weise zu steuern. Menschen, die in

schmählichster Weise ihre Gott geschwornen Eide gebrochen haben, Männer, die die Gottheit Christi läugnen und dem offenbarsten Unglauben das Wort reden, dürfen als Lehrer des Volkes und der Jugend auftreten; der Religion wird der Einfluß auf Heranbildung der Jugend entzogen, das Bild des Gekreuzigten, sein uralter Gruß aus den Schulen entfernt; die Kirchen den wahren, von Gott gesetzten Hirten verschlossen und Menschen übergeben, die sie ohne Sünde nicht einmal betreten dürfen. Viele Gemeinden sind ihrer Seelsorger beraubt, den Kranken der Trost der Religion, den Sterbenden die letzte Stärkung auf dem schweren Wege zur Ewigkeit entrissen; überall von Stadt und Land dringt die Klage des in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Volkes zum Himmel. Und als ob dem Staate nicht die Pflicht obliege, seine Angehörigen vor dem geistigen Verderben zu retten, sondern die, ihnen ihren geistigen Untergang, soviel als möglich, zu erleichtern, sind jetzt in einem großen Theile Deutschlands auch noch die von früheren weiseren Gesetzgebern dem Austritte aus der Kirche gesetzten Schranken fast ganz hinweggeräumt und ist für diesen so ernsten Schritt der leichtsinnige Entschluß des Augenblickes maßgebend gemacht. Während früher der gültigen Austrittserklärung aus der Kirche eine vierwöchentliche Bedenkzeit vorhergehen mußte, in welcher der seelsorglichen Einwirkung auf den Betreffenden freier Raum gegeben war, ist dem Unglücklichen jetzt diese Rettungsfrist geraubt. Wenn Jemand einen Eid schwört, so wird er über die Bedeutung des Eides und über die Folgen des Meineides belehrt; wenn Jemand ein

Testament macht, so wird er auf die Rechte der Notherben aufmerksam gemacht und der Richter überzeugt sich von seiner Geistesgesundheit. Bei einer Handlung dagegen, bei welcher es sich um die höchsten Güter des Menschen, um sein ewiges Seelenheil handelt, da soll keine Warnung an ihn ergehen, da soll ihm keine Frist gegeben sein.

„Und die unmündigen Kinder eines solchen Vaters? Will er sie körperlich mißhandeln, so wird ihm die väterliche Gewalt über sie vom Staate entzogen und den Kindern ein Vormund bestellt. Wenn aber das Seelenheil und die Ewigkeit der armen Wesen in Gefahr geräth, dann hat der Staat keine Macht mehr, da kann der abgefallene Vater schalten wie er will. Denn um Religion, Glauben und Sitten der armen Kinder soll sich der moderne Staat, wie der jetzt herrschende Liberalismus dessen Aufgaben erfaßt, nicht mehr kümmern, obwohl von dem Glauben und den Sitten des heranwachsenden Geschlechtes seine eigene ganze Zukunft abhängt. Wenn nur die zehn Silbergroschen Austrittstaxe bezahlt werden, dann ist nach den Begriffen eines Liberalen dem Staate volles Genüge geschehen; etwas weiteres verlangt er nicht. Mag Tugend, Religion, Glauben und Sitten auch in den deutschen Gauen noch so sehr gefährdet werden, wenn nur der Souveränität oder der Majestät des Gesetzes, wie man sich ausdrückt, Genüge geschieht; dann ist unser deutsches Vaterland nach diesen Begriffen wahrhaft groß und mächtig. Sehen Sie, mein Herr, so steht es mit der Pflege der Fröm-

migkeit im neuen deutschen Reiche. Können Sie meine Schilderung übertrieben oder unwahr nennen?"

Ich brauchte nur an mein eigenes, vergangenes Leben zu denken, um die Schilderung vollkommen zutreffend zu finden. Ich antwortete daher mit einem kurzen: „nein".

„Doch ich will," fuhr mein Gefährte fort, „diesen Punkt der Religiosität nicht allzusehr bei dem Beweise für meine obige Behauptung betonen; leider sind wir ja in Zustände gerathen, die in mancher Hinsicht tief unter den Verhältnissen der alten Heidenwelt stehen: denn bei einem Heiden galt Gottlosigkeit, das heißt, die Verachtung der Gottheit als eines der größten Verbrechen. Die modere Erfindung eines Staates ohne Gott kannten die Heiden nicht, deren falsche Religionen immer und überall die Grundlage und zwar die unantastbare Grundlage ihrer Staatsformen bildeten und die gerade deshalb so blutig gegen das emporkeimende Christenthum wütheten, weil es ihre Religion und damit ihren gesammten Staatsorganismus mit vollständiger Vernichtung bedrohte. Ich will eine andere Seite unseres öffentlichen Lebens betrachten, die Wahrhaftigkeit, auf welcher ja der gesammte menschliche Verkehr beruht. Sind in diesem Punkte nicht unsere Verhältnisse, namentlich durch die moderne Politik und durch unsere bezahlte Presse bis zum Unerträglichen herabgesunken? Die Hauptkunst unserer jetzigen Politik besteht darin, auf eine möglichst geschickte, täuschende Weise mit Worten das Gegentheil von dem zu sagen,

was man denkt. Kein Staatsmann traut mehr und kann auch mehr den Worten des anderen trauen. Und erst die Presse! Die schamlosesten Lügen werden mit der größten Ungenirtheit in die Welt geschickt. Ich erinnere Sie beispielsweise an die Bullenaffaire im Anfange dieses Jahres, wo eine der bedeutendsten Zeitungen Preußens die Kühnheit hatte, ein Aktenstück, welches von Anfang bis zu Ende erlogen war, der erstaunten Welt als echte päpstliche Bulle zu verkünden, und auf diese gefälschte Urkunde hin Europa zu neuen Gewaltmaßregeln gegen die Kirche und ihr Oberhaupt herauszufordern. Ich erinnere Sie ferner an die vielen politischen und religiösen Sensationsnachrichten, die bald hier, bald dort erfunden und nach allen Richtungen der Windrose hin verbreitet werden, an den lächerlichen liberalen Zeitungslärm über die Nonne Barbara Ubryk, über die Verehrung des Gerippes des Christkindes, des Strohes aus dem Kerker des Papstes, über die angebliche Absicht desselben, die seligste Jungfrau Maria als vierte Person in die heiligste Dreifaltigkeit aufzunehmen, an die Fälschungen von Aktenstücken und Urkunden, die man gegen die Kirche verwerthen zu können glaubt; denken Sie an die unerhörten Lügen, welche noch im Augenblicke jeden Tag aus Haß gegen den Katholizismus über den spanischen Krieg und die angeblichen Greuelthaten der Karlisten durch deutsche Blätter verbreitet werden. Welch' schändliche Verlogenheit entfaltete ferner unsere liberale Presse zur Zeit des vatikanischen Concils. Und wenn wir erst gar die Art und Weise betrachten, wie das Jesuitengesetz in der Presse

vorbereitet wurde, welcher Abgrund von Lügen öffnet sich uns da? Die infamsten Anklagen und Beschuldigungen wurden gegen den Orden vorgebracht, die gemeinsten, entehrendsten Verbrechen ihm angedichtet. Tausende der Edelsten und Besten unseres Volkes baten, fleheten um richterliche Untersuchung für die Angeklagten. „Wir verlangen keine Gnade für den Orden," so riefen sie unaufhörlich; „wir fordern das für ihn, was unsere vaterländischen Gesetze einem jeden, auch dem niedrigsten Verbrecher gewährleisten, gerichtliche Untersuchung, ein richterliches Urtheil." Es wurde ihnen nicht gewährt. Der Sinn für Wahrheit war so sehr geschwunden, daß man sie fürchtete. Der Orden wurde auf unerwiesene, oft in sich selbst namenlos lächerliche Behauptungen hin geächtet, verbannt und mit ihm tausende von andern deutschen Staatsangehörigen, über deren Schuld oder Unschuld eine richterliche Untersuchung anzustellen man nicht einmal der Mühe werth erachtete. Den Hauptbeförderer dieser Maßregeln, und Vater des Jesuitengesetzes, den Geheimen Regierungsrath Wagener, hat schon die Strafe der Gerechtigkeit getroffen. Er der gegen die Immoralität der Jesuitenlehre im Reichstage loszog, er die rechte Hand des obersten Lenkers der deutschen Geschicke, er wurde von seinen eigenen Genossen im Angesichte von ganz Deutschland der nichtswürdigsten Börsenspekulationen angeklagt, welche hunderten und tausenden unserer deutschen Mitbürger die Früchte langjähriger Arbeiten geraubt hatten. Und was ist geschehen? Während liberale und offiziöse Blätter bei jedem, auch dem leisesten Scheine eines Unrechtes auf unserer Seite

vor Entrüstung außer sich gerathen wollen, ließ man über die Wagener-Affaire bald Gras wachsen; und wenn über kurz oder lang Fürst Bismark seinen Liebling allem Geschehenen zum Trotze wieder im Staatdienste verwenden sollte, so wollen wir sehen, ob darüber das liberale Lager in sittliche Entrüstung gerathen wird. Die nämlichen Blätter ferner, welche wegen der von ihnen erfundenen carlistischen Gräuelthaten vor Zorn fast vergehen und ganz Europa gegen den Banditenkönig, wie sie Don Carlos, den legitimen Erben des spanischen Thrones nennen, zur Rache rufen, dieselben Blätter haben es im Jahre 1870 ganz selbstverständlich gefunden und als energische Kriegsführung gepriesen, als ganze französische Dörfer von den deutschen Truppen in Brand gesteckt, hunderte französischer Bauern erschossen, und öfter französische Bürger auf die Eisenbahnlocomotiven geschleppt wurden, um als Geiseln und als Mittel zu Repressalien gegen etwaige Versuche zur Beschädigung der Bahnlinien, welche deutsche Truppen beförderten, zu dienen. Dieselben Blätter, die damals jubelten, als die deutschen Granaten und Bomben in Straßburg und vielen andern französischen Städten die herrlichsten Gebäude in Schutt und Asche legten, sie wissen jetzt ihren Zorn kaum zu mäßigen, wenn eine carlistische Granate in eine republikanische Festung fliegt. Als vor mehreren Monaten ein deutscher Jude aus Rußland ausgewiesen wurde, gab es ein wahres Zetergeschrei in den liberalen Blättern; als aber hunderte von deutschen Männern und Frauen, nachdem sie ihr Leben für ihr Vaterland preisgegeben hatten,

in die Verbannung getrieben wurden, da wußten die nämlichen Blätter vor Jubel sich nicht zu fassen. Als der republikanische Spion und ehemalige deutsche Hauptmann Schmidt von den Carlisten kriegsrechtlich erschossen worden war, hätte man bei dem liberalen Lärm, der darüber entstand, glauben sollen, die Welt gehe aus den Fugen; als aber in Podlachien Kosakenhorden unter den katholischen Einwohnern wahre Metzeleien anrichteten und Gräuel an wehrlosen Frauen und Kindern verübten, welche jedes noch menschlich fühlende Herz mit Abscheu und Entsetzen erfüllten, da fanden die nämlichen Blätter auch nicht ein Wort des Tadels über diese fluchwürdigen Vorgänge; die meisten von ihnen haben sie mit Stillschweigen übergangen.

„Und wie verfahren sie mit uns deutschen Katholiken! Gibt es noch ein Verbrechen, dessen man uns nicht beschuldigte? Tagtäglich wirft man uns Verrath am Vaterlande, Bündnisse mit den Feinden des Reiches und dergleichen vor. Nehmen Sie, verehrter Herr, irgend eine sog. liberale Zeitung zur Hand; auf jedem Blatte werden Sie diese Behauptung finden; aber vergebens werden Sie auch nur den Schein eines Beweises suchen; diese Beschuldigungen werden Tag für Tag unter dem jubelnden Beifalle der sog. liberalen Welt wiederholt, und in hunderttausenden von Blättern gedruckt; und doch ist nach göttlichem und menschlichem Rechte derjenige, der eine Anklage gegen seinen Mitmenschen schleudert, ohne sie begründen und beweisen zu können, ein ehrloser Lügner und Verläumder.“

„Aber mein Herr," fiel ich hier unterbrechend ein, „Sie haben doch im Anfange unserer Unterredung selbst behauptet, daß Sie von dem jetzigen Reiche nichts wissen wollen!"

„Gewiß," fuhr mein Gefährte fort, „aber ist es denn dasselbe, von dem jetzigen deutschen Reiche oder besser gesagt von seiner jetzigen Regierung nichts wissen wollen, und unser deutsches Vaterland verrathen, mit seinen Feinden seinen Untergang planen? Wenn wir gethan hätten, was vor drei Jahrhunderten protestantische Fürsten Deutschlands zur ewigen Schmach des Vaterlandes gethan, wenn wir fremde Kriegsvölker auf unsern heimathlichen Boden gerufen, und mit den Nachbarstaaten zur Bekämpfung des rechtmäßigen deutschen Kaisers geheime Bündnisse geschlossen hätten; hätten wir, wie so viele Deutsche noch heute thun, einen Raubfürsten Gustav Adolph, der Deutschland so furchtbar verwüstet und namenloses Elend über unsere Vorfahren gebracht hat, als Helden und Wohlthäter unserer Nation gepriesen; hätten wir gejubelt und uns gefreut, als die unselige Politik von 1866 die böhmischen Gefilde mit deutschem Bruderblute tränkte, wären wir es, die noch stets nach neuen Kriegen gegen Oesterreich verlangten, um mit Strömen deutschen Blutes ein Deutschland von jeher fremdes Land noch mächtiger zu machen, dann wären solche Beschuldigungen am Platze; aber wo, wann, mein Herr, haben wir Katholiken dies gethan?"

„Ich wußte keine Antwort.

„Sie schweigen, und das ist auch die einzige Antwort, die auf meine Fragen möglich ist. Ich will eben-

falls in dieser Betrachtung über die moderne deutsche Wahrhaftigkeit nicht mehr weiter fortfahren, obwohl das, was ich Ihnen beispielsweise angeführt habe, nicht den tausendsten Theil von dem bildet, was wirklich geschehen ist. Wollen Sie ein klareres Bild haben, so lesen Sie nur eine unserer größeren katholischen Zeitungen, und Sie werden finden, daß fast kein Tag vergeht, an welchem nicht neue Verleumdungen zurückzuweisen und zu widerlegen wären. Das aber frage ich Sie auf Grund der Thatsachen, die ich Ihnen vorgeführt, ob wir hier nicht an einem Abgrunde niederträchtigster Bosheit stehen? Und wir sollen ein Reich lieben, in welchem dieses Verderbniß nicht nur geduldet, sondern sogar von denen, die ihm steuern könnten und steuern müßten, befördert und begünstigt wird?"

„Mir wurde schwül zu Muthe; ich saß da, wie ein Schulknabe, dem der Text gelesen wird. Es war das erstemal, daß mir ein solches Sündenregister des neuen Reiches vorgehalten wurde, und wenn ich auch nicht Alles so ohne weiteres für wahr hielt, so mußte ich mir doch selbst sagen, daß sehr Vieles richtig war, indem es Dinge und Vorgänge betraf, die mich selbst früher mit Eckel erfüllt hatten, wenn ich mich auch nicht zu einer allgemeinen ruhigen Prüfung unserer Verhältnisse hatte erheben können. Ich hielt es daher für das Gerathenste, vorläufig einmal ohne Widerrede das Ende des Vortrages meines schwarzen Reisegenossen abzuwarten.

„Ich gehe nun," begann dieser wieder, „zu einem anderen Punkte über, nämlich zur Betrachtung der

Freiheit im neuen deutschen Reiche. Wenn man die freiheittriefenden Reden unserer sog. Liberalen bei nationalen Festen hört, wenn man ihre Zeitungen liest, so sollte man glauben, wir seien auf dem höchsten Gipfel bürgerlicher und religiöser Freiheit angelangt. Und dennoch trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß unser deutsches Volk während seiner ganzen tausendjährigen Geschichte noch niemals weniger frei gewesen ist, als gerade in unserer Zeit."

„Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sie scheinen meinen Worten nicht zu glauben. Nun gut, hören Sie meinen Beweis. Ich will hier eine dreifache Freiheit unterscheiden; die bürgerliche, die religiöse, und eine dritte Art von Freiheit, die ich mit dem Namen, geistige Freiheit bezeichnen will. Diese dreifache Freiheit ist im neuen deutschen Reiche zum großen Theile abhanden gekommen.

„Ich schicke voraus, daß in einem Staate nur dann wahre Freiheit, das heißt die Abwesenheit jedes unberechtigten Zwanges den Gliedern desselben gegenüber, herrscht, wenn dieselbe allen Staatsbürgern, welcher Partei immer sie angehören mögen, zusteht. Einer Partei eine gewisse Freiheit gewähren, während man sie den anderen versagt, heißt offenbar die wahre Freiheit im Staate vernichten.

„Was nun zuerst die bürgerliche Freiheit betrifft, so besteht dieselbe darin, daß ein jeder Staatsbürger, welcher der bestehenden Verfassung nach im Vollgenusse der allen Bürgern verfassungsmäßig zustehenden Rechte sich befinden sollte, durch Niemanden, namentlich durch keine

Verwaltungs- oder Polizeibehörde in der Ausübung dieser Rechte willkürlich beschränkt werden kann und daß es jedem vergönnt sein muß, sich innerhalb der durch Verfassung und die auf ihr beruhenden Gesetze gezogenen Grenzen frei und ungehindert zu bewegen. Wie ist man aber gerade seit Gründung des deutschen Reiches in dieser Hinsicht in den einzelnen Ländern vorgegangen? Seufzen nicht alle sog. „Reichsfeinde," d. h. alle dem jetzt zur Herrschaft gelangten Regierungssysteme nicht unbedingt ergebenen Staatsbürger unter einem sich täglich noch steigernden Drucke! Sind ja doch polizeiliche Haussuchungen, und Beschlagnahme von Papieren, Auflösung von Versammlungen ohne rechtlich stichhaltigen Grund, Verbot der Betheiligung an Vereinen, Confiscation von Büchern und Zeitungen, Preßprocesse so zahlreich geworden, daß die Rechte, welche einem jeden Deutschen kraft Reichs- und Landesverfassung zustehen, durch Verwaltung und Polizei fast illusorisch gemacht werden. Wollen Sie, mein Herr, Belege für diese meine Behauptung, so nehmen Sie nur irgendeine größere katholische Zeitung zur Hand und Sie werden fast Tag für Tag Berichte über derartige Vorkommnisse in ihr finden. Ich meinestheils will Sie an die bekannte Veröffentlichung des bei der Haussuchung in der Wohnung des posener Prälaten Kozmian vorgefundenen Windthorst'schen Briefes an diesen Geistlichen erinnern, eines Briefes, der mit dem Gegenstande der Haussuchung auch nicht den mindesten Zusammenhang hatte, sondern reine, bisher in allen Ländern Europas durch das Briefgeheimniß vor indis-

creter Veröffentlichung rechtlich gesichert gewesene Privatangelegenheiten behandelte. Fragen Sie sich selbst, ob man nach solchen Vorgängen nicht zu zweifeln beginnen muß, ob die Vertreter des jetzt herrschenden Regierungssystemes denn überhaupt noch Rechte einzelner Unterthanen dem Staate gegenüber anerkennen.

Und noch einen andern Fall will ich anführen, der Ihnen ein noch stärkerer und sprechenderer Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung sein muß, weil ich dabei von meinem eigenen Urtheile ganz absehen und Sie auf das Urtheil eines der ersten Führer unserer heutigen Liberalen, des Juden Lasker verweisen kann. Ich meine die dreimonatliche Inhaftirung des Pfarrers Wehn zu Niederberg bei Coblenz, welche der dortige Landrath von Frentz gegen denselben wegen verweigerter Herausgabe der lateinischen Kirchenbücher verfügte und vollzog, obwohl nach den preußischen Gesetzen das höchste in diesem Falle anwendbare Strafmaß die Dauer von vier Wochen nicht überschreiten darf. Diese Sache ist bekanntlich im preußischen Abgeordnetenhause Gegenstand einer Interpellation unseres verewigten unvergeßlichen Mallinkrodt gewesen und die herrliche Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, war die letzte seines Lebens. Als er nun unter Hinweis auf das Verfahren dieses Landrathes und die Erklärungen vom Ministertische aus die Regierung beschuldigte, daß sie, über die gesetzliche Grenze von vier Wochen Executivhaft hinausgehend, für sich im Prinzip das Recht in Anspruch nehme, einen Staatsbürger xmal vier Wochen in ununterbrochener Reihenfolge, d. h. lebenslänglich einzukerkern;

und als der Minister Falk in seiner Antwort von Neuem diese Gesetzesauslegung, als die der Regierung erklärte, da riß doch selbst dem eifrigsten aller Regierungsanhänger im Abgeordnetenhause, dem Juden Lasker, der Geduldfaden, und richtete derselbe unter dem Beifalle des ganzen Hauses die Worte an den Ministertisch: „Ich bin der Meinung; daß neben einer Auslegung, wie sie der Verordnung von 1808 gegeben und in diesem Falle auch ausgeübt worden ist, eine bürgerliche Freiheit und ein Recht überhaupt nicht besteht; daß das ganze Vermögen und die Freiheit des ganzen Lebens dem Federstrich eines Landraths preisgegeben ist, und daß wir aufgehört haben in einem Rechtsstaate uns zu befinden; daß die reinste Willkür anstatt des Gesetzes waltet." So, mein Herr, sprach sich der Liberalste der Liberalen, der unermüdliche Vertheidiger Bismarks über die jetzt in dem größten Staate Deutschlands, in Preußen herrschende bürgerliche Freiheit aus. Und wenn Sie einen auch nur oberflächlichen Blick auf die Zustände der andern Staaten Deutschlands werfen, so werden Sie finden, daß es mehr oder weniger fast überall ebenso geht. Die Polizei und die Verwaltung führen die unumschränkte Herrschaft. Urtheilen Sie daher selbst, ob ich zu viel gesagt, wenn ich behauptete, daß die bürgerliche Freiheit bei uns fast ganz abhanden gekommen sei.

„Und nun gar die religiöse Freiheit? Die von den Verfassungen uns gewährleistete Freiheit, unsere Religion öffentlich zu bekennen und auszuüben und nach ihren Vorschriften zu leben? Sehen Sie sich in Deutsch-

land um! Vielfach sind die religiösen Vereine verfolgt und aufgelöst, ihre Vorsteher und Mitglieder gemaßregelt und bestraft, die Orden verboten, ihre Angehörigen in die Acht erklärt und aus dem Reiche gewiesen, Prozessionen und Wallfahrten behindert, die Seelsorge gehemmt, geistliche Erziehungsanstalten aufgehoben, Kirchengut beschlagnahmt, Bischöfe und Priester abgesetzt oder verbannt, in den Kerker geworfen, von einem Gerichtshofe zum andern geschleppt, die gottesdienstlichen Handlungen, die Predigt des göttlichen Wortes von Gensdarmen überwacht, Kirchen und Pfarrhäuser geschlossen, die schnödesten Verhöhnungen des Glaubens, der hl. Sacramente und der Einrichtungen unserer hl. Religion geduldet; sehen Sie, das ist eine kurze, allgemeine, aber wahrheitsgetreue Schilderung unserer religiösen Verhältnisse; das ist unsere heutige Religionsfreiheit. Und wenden Sie nicht ein, daß dies ja doch dem neuen Reiche nicht zur Last falle, daß dies nur die Zustände in einzelnen deutschen Staaten seien, von denen das Reich als solches nichts wisse. Denn diese Zustände haben größtentheils erst nach der Gründung des neuen Reiches begonnen, oder sind doch erst seit jener Zeit so drückend geworden, weil nur die Macht des Reiches jene Staaten in Stand setzt, die in ihren leitenden Kreisen zur Herrschaft gelangten bürgerlichen und kirchlichen Ideen ungescheut und rücksichtslos zu verwirklichen. Ohne das Reich wären wir nie in solches Unglück gerathen.

„Und wenn wir nun zur Betrachtung der dritten Art von Freiheit, welche wir unterschieden haben, der

geistigen Freiheit übergehen, müssen wir da nicht unser Antlitz verhüllen vor Scham über das Verderbniß, dem unser Vaterland verfallen ist.? Wo ist sie hingerathen jene innere Freiheit des Geistes, kraft welcher jene, die auf die öffentliche Meinung und Volksbildung vermittelst ihrer Berufsstellung oder ihrer sonstigen Eigenschaften Einfluß besitzen, das Gute gut und das Böse bös nennen, ohne Rücksicht auf die Person, welche gut oder bös handelt; jene Freiheit des Geistes, welche den Menschen innerlich stark macht, nur nach den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Sittlichkeit zu urtheilen, und dieses Urtheil niemals um schnöden Gewinnes willen zu fälschen? Sind unsere Preßzustände nicht derart verderbt, daß auch die niederträchtigsten und unsittlichsten Handlungen Tausende von Lobhudlern finden? Gibt es ja doch eine Unzahl von Zeitungs- und Bücherschreibern, die ihren Verstand und ihre Federn zum Dienste der Lüge verkauft haben und Tag für Tag schweifwedelnd vor ihren Brodherren im Staube liegen und sie in wahrhaft eckelerregender Weise besingen; und diese Lobeserhebungen spenden sie Menschen, die unter normalen Verhältnissen von der Verachtung aller ehrlichen Leute erdrückt, sich in irgend einem Winkel der Erde verkriechen und wie das Nachtgevögel das Licht des Tages meiden müßten. Ist nicht die Charakterlosigkeit in den sog. gebildeten Ständen so groß geworden, daß wahre Charaktergröße gar nicht mehr von ihnen erfaßt werden kann, daß sie lauten Beifall spenden, wenn Ehrlichkeit, Gesinnungstreue, Opferwilligkeit, Hingebung an Gott und Tugend in widerlichster Weise in den Koth gezogen werden. Und nun frage ich Sie

wieder, mein Herr, läßt sich Angesichts solcher Thatsachen noch von Freiheit im deutschen Reiche reden? Hatte ich nicht Recht zu behaupten, daß unser Volk niemals weniger frei gewesen ist, als heute, wo es nicht bloß seine bürgerliche und religiöse Freiheit fast verloren, sondern zum großen Theile sogar seinen Verstand und seinen Willen der Sünde und dem Unrecht um schnödes Geld verkauft hat?"

„Ich schaute düster und unmuthig zu Boden, weil ich in der That nichts zu antworten vermochte. Es ging mir bei den Ausführungen meines Gefährten, wie dem Bewohner eines schönen Zimmers, der bei Gelegenheit baulicher Veränderungen die hölzerne Wandbekleidung abreißen läßt und dabei ganze Nester von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer entdeckt. Ich hatte die Zustände im deutschen Reiche bis dahin für so schön gehalten; und nun zeichnete mir der schwarze Herr ein so abscheuliches Bild derselben, ohne daß ich dem Bilde die Aehnlichkeit hätte absprechen können."

„Ich will nun," fuhr mein Gefährte fort, „Ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Seite unseres öffentlichen Lebens hinlenken, welche das Elend unserer Zustände im deutschen Reiche wohl am offensten enthüllt; ich meine den immer zunehmenden Verfall der guten Sitten. Es ist durchaus nicht meine Absicht zu behaupten, daß unser Vaterland vor der Gründung des deutschen Reiches eine Heimathstätte der Gottesfurcht und frommen Sitte gewesen sei; die schönen Zeiten deutscher Sittenreinheit, von welchen der römische Schriftsteller Tacitus so begeistert spricht, sind ja längst vorbei. Allein

trotzdem kann Niemand es in Abrede stellen, daß gerade seit der Gründung des Reiches der sittliche Verfall Deutschlands mit Riesenschritten zugenommen hat. Den besten Maßstab der Beurtheilung geben uns hierin die sittlichen Zustände unserer Reichshauptstadt Berlin welche mit der in stetem Wachsen begriffenen Centralisation der Regierungsgewalt auch immer mehr für Deutschland das werden zu wollen scheint, was Paris für Frankreich in sittlicher und religiöser Beziehung schon seit Jahrhunderten ist. Nachdem kaum ein Jahr seit Gründung des Reiches verflossen war, wurde die Zahl der bestraften Menschen, welche sich in Berlin von Diebstahl, Raub und Unzucht nähren, in öffentlichen Berichten schon auf 60—80,000 geschätzt, wurden von allen Seiten die bittersten Klageu darüber laut, daß der Bürger diesem Gesindel gegenüber so gut wie vogelfrei, und seinen Drohungen und thatsächlichen Angriffen schutzlos preisgegeben sei. Die Zahl derjenigen, welche in Folge ihrer Ausschweifungen ein frühes Grab finden, die Zahl der Selbstmörder wird fast Legion. Im Jahre 1872 betrug die Zahl der Frauenzimmer, die das Laster zum Gewerbe gemacht, schon über 30,000. Die Zahl der Kinderleichen, welche zum großen Theile mit den Spuren der Gewaltthat in Senkgruben, Aborten und Gossen, Canälen, zwischen Dachsparren u. s. w. aufgefunden werden steigt fortwährend. Es ist sehr gering angeschlagen, wenn man behauptet, daß unsere Reichsmetropole jährlich mindestens zwanzig Millionen Thaler ihren unreinen Lüsten opfert. Die schmutzigsten Theaterstücke, welche die Heiligthümer der Religion und

Sittlichkeit offen verhöhnen, gehen unter dem Beifallssturme der Zuschauer aller Stände hundertemale über die Bühnen und die Wirkungen der sittenlosen Berliner Theater auf Nord- und Mittel-Deutschland machen sich mit jedem Tage fühlbarer. Und alle diese Einflüsse werden noch verstärkt durch den größten Theil derjenigen Tagespresse, die vorzugsweise in den arbeitenden Klassen Berlins ihren Leserkreis findet und durch jene unsaubere, frivole und auf's schamloseste illustrirte Literatur, welche unsere Jugend vergiftet und uns Katastrophen entgegenführt, wie sie Paris zum Schrecken von ganz Europa vor wenigen Jahren unter der Herrschaft der Commune erlebt hat.

Welch' einen Einblick in die sittliche Fäulniß Berlins gewährt allein schon die Erscheinung, daß sich seit längerer Zeit in der Nähe der Gerichtssäle Individuen aufhalten, die sich gegen Bezahlung als Zeugen in jeder Prozeßsache anbieten. Vor nicht zu langer Zeit trat, wie Berliner Blätter berichteten, ein solch' verkommenes Subject an einen Herrn heran mit den Worten: „Lieber Herr, wenn Sie eenen Zeugen suchen, so nehmen Sie mir; ick schwöre um die Hälfte billiger als alle meine Collegen; die nehmen zehn Groschen, ick bloß fünfe." Und was hilft es, mein Herr, wenn die Regierung, um diesem entsetzlichen Unwesen einen Damm entgegenzusetzen, die Polizeimannschaften von Jahr zu Jahr vermehrt? der von Tag zu Tag stärker und verzweifelter ertönende Ruf nach Hülfe muß ja ungehört und wirkungslos verhallen, so lange man das einzige Mittel, das helfen könnte, die Macht und die Einwirk-

ung der Religion beharrlich von sich weist. Und wie in Berlin, so nimmt das sittliche Elend auch in den Provinzen, in allen Theilen Deutschlands, wenn auch in geringerem Maße zu. Gegenden, in welchen Raubanfälle, Einbruch, Mord und Todtschlag vor wenig Jahren noch eine Seltenheit waren, werden jetzt fast unaufhörlich durch grauenvolle Verbrechen in Allarm gehalten. Und dieses Verderben, das jetzt über uns mehr und mehr hereinbricht, wird ein riesengroßes werden, wenn die neue Ordnung der Dinge einmal ihre Früchte gezeitigt haben wird; wenn die Schule ganz in den Händen glaubensloser Lehrer, wenn die Verbannung das Loos aller Priester, wenn die einzige Wächterin der Sittlichkeit, unsere heilige Religion aus dem Herzen des Volkes gerissen sein wird; ein Loos, vor dem uns der Herr bewahren wolle, dem wir aber unrettbar verfallen müssen, wenn die Wege, die Deutschland jetzt wandelt, nicht bald verlassen werden. Denken Sie ferner, verehrtester Herr, an die Kühnheit, mit welcher die Vertreter der Socialdemokratie schon jetzt die Schandthaten der Pariser Commune offen und ohne Scheu selbst in den Räumen des Reichstages zu Berlin verherrlichen; wie sie in Versammlungen und Tagesblättern die Ehe als ein sträfliches Monopol, die Frauengemeinschaft als ein Recht des Arbeiterstandes fordern und das Glück dieser Bevölkerungsklasse erst für jene Zeit vorhersagen, wo der „ganze Firlefanz der Religion über Bord geworfen sei.“ Ich übergehe den Unfug der Wahrsagerei, der jetzt in Berlin, „der Hauptstadt der Intelligenz,“ sich so breit macht, daß zuweilen in einer einzigen

Zeitungsnummer sich sieben verschiedene Wahrsager und Wahrsagerinnen geschäftlich anzeigen. Es ist ja zu naturnothwendig, daß derjenige, welcher Gott und die wahre Religion verläßt, sich dem Teufel und dem Aberglauben in die Arme wirft. Ich erinnere Sie aber an den entsetzlichen Gründungsschwindel, der die Zahl der Armen so enorm vermehrt. Die Zahl der arbeitenden Armen beträgt in Berlin schon an 40,000 Seelen, die Fabrikarbeiter, welche von der Hand in den Mund lebend, allen zerstörenden Einflüssen der Gottlosigkeit ausgesetzt sind, zählen in Deutschland bereits nach Millionen. Mord, Unzucht, Raubanfälle, Brandstiftung, Diebstahl, Straßenkravalle der ernstesten Art folgen sich unaufhörlich. Und wenn Sie nun, mein Herr, alle diese Zustände, die ich Ihnen hier natürlich nur in flüchtiger Skizze vorführen kann, ruhig erwägen, dann werden Sie mir beistimmen und mit mir bekennen, daß wir auf einem Vulkane stehen, dessen unterirdische Donner einen nahen Ausbruch ankündigen, einen Ausbruch, der unser Vaterland mit Blut und Thränen überfluthen wird. Dann freilich, wenn dieses namenlose Elend über uns hereinbrechen wird, wenn die Wogen der Revolution tobend über Fürsten und Regierungen zusammenschlagen und Alles in ihrem Strudel begraben, dann wird es sich zeigen, wessen Urtheil über das neue Reich und seine Folgen das Richtige war, dann wird die wahre Erkenntniß unserer heutigen Zustände auch denen sich aufdrängen, deren Abgott jetzt dieses unselige neugegründete Reich ist; an seinen Früchten wird man es erkennen."

Bei diesen Worten hielt mein Gefährte einige Augenblicke erschöpft inne. Mir graute es vor dem Bilde, das er mir entrollt, und welches in meinem ganzen Ideenkreis eine wahre Revolution hervorgerufen hatte. Dennoch hing ich an seinen Lippen und konnte es vor Ungeduld kaum erwarten, bis er seinen Vortrag wieder beginnen würde. Der Mann mit seiner einfachen Sprache, mit seinen funkelnden Augen, seinen ernst wohlwollenden Zügen, seiner angenehmen, klangreichen, festen Stimme übte eine wunderbare Gewalt über mich aus, eine Gewalt, die ich nur fühlte, aber nicht begriff, die mich zu ihm hinzog, ohne mich ganz zu überzeugen.

„Es bleibt mir nun," begann derselbe nach einer kleinen Pause wieder, „noch ein Punkt zu erläutern und das sind unsere heutigen sog. Rechtszustände. Ich will mich dabei auf Weniges beschränken, obwohl sich mir bei dem bloßen Gedanken an dieselben Betrachtungen der bittersten Art aufdrängen. Ich übergehe es also, Ihnen zu schildern, auf welche überstürzte Weise so viele unserer Gesetze fabrizirt werden, so daß wir fast in jeder Land- und Reichstagssession nicht bloß aus dem Centrum, sondern auch aus der Mitte der liberalen Partheien die bittere Klage vernehmen müssen, daß die Regierung oft die wichtigsten und schwierigsten Gesetze erst wenige Tage vor Schluß der Session einbringe, wenn eine gründliche Berathung nicht mehr möglich sei. Ich will davon absehen, auf welche Art heutzutage die Wahlen beeinflußt werden, aus welchen unsere Volksvertreter hervorgehen; wie diejenigen Beamten gemaßregelt werden, welche einem der Regierung nicht geneh-

men Candidaten ihre Stimme geben. Ich will mich auch nicht in Betrachtungen über die in jedem anderen Lande der Welt unerhörte Scene ergehen, in welcher Fürst Bismark die liberalen Abgeordneten, als sie ihm nicht gehorsam genug waren, offen daran erinnerte, daß sie auf seinen Namen gewählt seien. Ich überlasse vielmehr alle diese Vorkommnisse Ihrer eigenen Betrachtung, um Ihre Aufmerksamkeit auf das so namenlos thörichte und unsinnige Grundprincip unserer modernen Gesetzgeber hinzulenken, welches alles das für Recht erklärt, was auf „gesetzlichem Wege," d. h. durch Stimmenmehrheit in der Kammer beschlossen wird; Beschlüsse, deren Zustandekommen so oft dem reinsten Zufalle anheimgegeben, je nachdem ein paar Anhänger oder Gegner der Gesetzesvorlage mit oder ohne Urlaub und rechtmäßigen Grund der Sitzung ferngeblieben sind. Da müssen wir es doch zu unserer tiefsten Beschämung gestehen, daß unsere gepriesene „Cultur" uns in unserer Erkenntniß selbst unter die Bildung des alten Heidenthums erniedrigt hat. Denn das haben selbst die alten Heiden erkannt, daß nicht alles, was Gesetz geworden, damit auch Recht sei. Sophocles in seiner Antigone, Plato in seiner Apologie des Socrates, verwerfen den entgegenstehenden Grundsatz mit Entrüstung; und Cicero nennt ihn in seiner Schrift de legibus geradezu einen Unsinn. Ich habe, mir die Stelle gemerkt: „Das aber," sagt dieser weise Römer, „ist das Unsinnigste, alles für Recht zu halten, was in den Verfassungen oder den Gesetzen der Völker festgesetzt ist." Wie die christliche Lehre über diesen von unsern liberalen Mini-

stern mit solchem Nachdrucke und so oft hervorgehobenen Grundsatz urtheilt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Der apostolische Ausspruch, „man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen," wäre gegenstandslos, wenn es keine ungerechten Gesetze geben könnte. So weit sind also unsere Rechtszustände bereits gediehen, daß wir Wahrheiten nicht mehr einsehen, welche selbst von den Heiden erkannt wurden. Und doch, dürfen wir uns darüber wundern?

Ich bin überzeugt, daß, wenn jemand in unsern heutigen Kämmern unter den Abgeordneten ein Examen aus dem Naturrechte anstellte, eine erkleckliche Anzahl liberaler Gesetzesmacher nicht einmal die alte Begriffsbestimmung eines Gesetzes: *Gesetz ist eine Anordnung der Vernunft zum Wohle der Gemeinde von dem, der ihr vorgesetzt ist, erlassen und rechtmäßig promulgirt*, angeben könnten, wie denn auch manche unserer modernen Gesetze nach dieser Begriffsbestimmung geprüft, sich als dieses Namens unwürdig erweisen dürften. Ich übergehe es ferner, mit welcher Verachtung jetzt die Centrumspartei im Land- und Reichstag von der liberalen Majorität unter dem lauten Jubel der liberalen Presse niedergestimmt wird, während die nämlichen Blätter seiner Zeit über die angebliche Unterdrückung der sog. Minorität auf dem vatikanischen Concil durch die Majorität nicht zornig genug werden konnten; ich will nur noch einen Punkt hervorheben, der mir stets, so oft ich an ihn denke, ein wahres Grauen verursacht, und der so recht in evidentester Weise die Zustände zeigte, in welche unsere Gesetz-

gebung gerathen ist; ich meine die Lücken in den Maigesetzen. Monatelang wurden diese Gesetzentwürfe vorbereitet, die einzelnen Bestimmungen derselben erwogen und geprüft und dann in den Kammern berathen; und als sie angewendet werden sollten, da zeigte es sich, daß die Gesetze gerade in den wichtigsten Punkten ungenügend waren, um die bestimmt ausgesprochenen Zwecke ihrer Urheber zu verwirklichen. So wenig klar war man sich also der gestellten Aufgabe bewußt, so wenig kannte man die Einrichtungen der katholischen Kirche, gegen welche man vorgehen wollte, daß aus monatelangen Berathungen ein Gesetzwerk hervorging, das an allen Ecken und Enden lückenhaft den Hauptzweck unerreicht ließ und fast dem Rathhause der Schildbürger glich, welches, als sein Bau vollendet da stand, alles besaß, nur die Fenster nicht. Und nun entstand in dem Verfahren der preußischen Gerichte ein Wirrwar, wie er wohl beispiellos in den Annalen der Rechtspflege dasteht. Ich will Ihnen nur einige Fälle in's Gedächtniß rufen. Während der Erzbischof von Posen, Graf von Leodochowsky, der Erzbischof von Cöln, der Bischof von Trier und andere Kirchenfürsten wegen Anstellung von Geistlichen ohne vorherige Anzeige beim Oberpräsidenten auf Grund des Gesetzes vom 11. Mai 1873 zu enormen Geldstrafen und monatelangem Gefängnisse verurtheilt wurden, wurde der Bischof von Limburg an der Lahn, der ebenfalls einen Geistlichen ohne vorherige Anzeige beim Ober-Präsidenten angestellt hatte, auf Grund des nämlichen Gesetzes vom Limburger Kreisgerichte freigesprochen.

Eine Anzahl preußischer Gerichte sprach die ohne vorherige Anzeige beim Oberpräsidenten angestellten Geistlichen, wenn sie wegen Vornahme geistlicher Amtshandlungen angeklagt waren, frei, während andere Gerichte andere maigesetzwidrig angestellte Geistliche, die dieselben Handlungen vorgenommen hatten, zu Geldstrafen und Gefängniß verurtheilten; in dem einen Gerichtsbezirke war erlaubt, was in dem andern verboten war, bei dem einen Tribunal galt eine stille heilige Messe als Amtshandlung und strafwürdig, bei dem andern war sie ein Act der Privatandacht und straflos; das Appellationsgericht vernichtete das Urtheil des Gerichts erster Instanz; das Obertribunal, das des Appellationsgerichtes, kurz es herrschte eine wahrhaft babylonische Verwirrung in dem gepriesenen Rechtsstaate Preußen und Eigenthum und Freiheit der Staatsbürger war und ist zum Theile noch dem persönlichen Ermessen der einzelnen Richter preisgegeben. Aber so muß es kommen, wenn der Liberalismus die Herrschaft führt, dessen Grundsätze es auch gestatteten, daß der Schrei nach gerichtlicher Untersuchung der den Jesuiten zur Last gelegten Verbrechen ungehört verhallte, daß an ihnen Verbrechen bestraft wurden, die sie nie begangen hatten.

Dazu kommt die fortdauernde drückende Behandlung der sog. Reichslande; die grausamen Mißhandlungen, denen so viele Soldaten Seitens ihrer militärischen Vorgesetzten ausgesetzt sind, und zwar oft ohne daß es ihnen möglich wäre, eine wirksame Klage zu erheben; Mißhandlungen, welche erst in diesen Tagen Gegenstand der Verhandlung in Kammern und Gerichtssälen waren.

Und doch sind die Mißhandelten Soldaten, die ihr Leben für König und Vaterland hundertmal in die Schanze geschlagen haben. Ich frage Sie, mein Herr, ist es nicht undankbar, des Vaterlandes treueste Söhne so zu mißhandeln? Denken Sie ferner an die Gewaltthaten, welche sich so häufig rohe Militärpersonen gegen friedliche Bürger erlauben. Gehen nicht alle paar Wochen durch unsere Zeitungen allarmirende Nachrichten von solchen Verbrechen des Militärs, die dann vom Militärgericht, auch wenn es blutige Morde sind, mit höchstens einigen Wochen oder Monaten Festung bestraft werden? Ja, wahrhaftig das Herz blutet einem jeden ehrlichen Deutschen beim Anblicke des Elendes, das über uns gebracht worden ist. Wir haben Opfer ohne Maß und Zahl gebracht, und der Lohn dafür ist schwärzester Undank. Unser Volk wird von einer Partei, die vor Jahren schon gegen Thron und Altar sich offen erhoben hat, wie ein Haufe Sclaven behandelt, dem gegenüber keine Rücksicht mehr geboten ist. Man hat ohne Gericht, ohne Urtheil tausende von friedlichen Ordenspersonen beiderlei Geschlechtes aus dem Lande gejagt. Sie hatten lange Jahre hindurch mit unermüdlichem Eifer in den Schulen und Familien gewirkt; ihr Leben war ein beständiges Opfer; ihr einziges Verbrechen war ihre Liebe zu ihrem Glauben, ihrer heiligen Kirche. Tausende von bekümmerten Eltern, von der Verwilderung preisgegebenen Kindern weinen ihnen nach; an dreitausend Schulen im Lande Preußen stehen leer; aber Alles dies macht keinen Eindruck auf diejenigen, welche ihre Liebe

zum Volke, ihre Sorge für des Vaterlandes Wohl nicht genug angreifen können. Die Lehrer, die Wohlthäter unseres Volkes, sie mußten fort und wenn auch ganze Gemeinden, ganze Distrikte flehentlich um ihre Beibehaltung baten; wenn auch in vielen Gemeinden die Steuern fast um das doppelte erhöht werden mußten. „Fort," hieß es ohne Unterlaß von der einen Gränze des Landes bis zur andern, „fort mit Euch!" Und wie verleumdet man uns Priester der katholischen Kirche, unsere Lehre, unser Wirken? Ich habe nunmehr zweiundzwanzig lange Jahre im Dienste meiner Mitmenschen als Seelsorger zugebracht und bin mir vor Gott bewußt, den mir anvertrauten Seelen nie etwas Unrechtes gelehrt und meine Pflichten gegen mein Vaterland treu erfüllt zu haben; mein einziger Bruder ruht auf den Gefilden von Sedan, wo er als Landwehroffizier im Kampfe fiel; meine Schwester und meine Nichte, beide in den Lazarethen thätig, starben in Folge unsäglicher Mühen im Dienste der Verwundeten für's Vaterland. Blicken Sie hinüber nach jenem Kirchthurm in einiger Entfernung rechts von uns; auf dem Gottesacker, der sich an seinem Fuße ausdehnt, ruht ihre irdische Hülle; ein Leichenstein deckt beide mir so unaussprechlich theure Herzen. Ich selbst zog mir in den Spitälern ein heftiges Fieber zu, das auch mich an den Rand des Grabes brachte; und als ich nach monatelangen Leiden wieder genesen war, traf mich die Nachricht von dem Tode der Meinen; der Krieg, die Liebe zum Vaterlande, hat mir das Theuerste, was ich besessen, entrissen; ich stehe einsam und allein mit meinem Schmerze in dieser Welt; mit einem Schmerze, dessen Größe nur

der ermessen kann, der es selbst erfahren, was ein treu liebender Bruder, eine besorgte Schwester unserm Herzen sind. Und doch, mein Herr, ich würde diesen Kummer in mir verschließen, ich würde nie den Mund zu einer Klage öffnen, hätte man unsere Opfer nicht so schnöde vergolten."

Bei diesen Worten hielt der Priester inne, während große Thränen unaufhaltsam über seine Wangen rollten.

Ich schwieg ebenfalls tief ergriffen still.

„Ich überlasse es Ihrem Herzen," fuhr mein Gefährte nach einer kleinen Pause wieder fort, „zu ermessen, welche Gefühle meine Brust erfüllen müssen, wenn mir und meinen Mitbrüdern im geistlichen Amte, deren hunderte die nämlichen und noch größere Opfer für's Vaterland gebracht haben, der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit, und des Verrathes an Deutschland von Leuten gemacht wird, die vielleicht nie einen Heller für Deutschland geopfert haben, sondern bei all' ihrem Thun und Reden kein anderes Interesse, als ihr eigenes kennen und erstreben.

Und wie wir Priester Opfer gebracht, so auch unser gutes katholisches Volk. Sechszehn Jünglinge und vier Familienväter aus meiner Gemeinde sind auf den französischen Schlachtfeldern gefallen und was wird der Lohn für ihre treue Hingebung sein? Mich kann Gott jeden Tag abrufen und dann wird man ihre Heimath, ihre Angehörigen der geistigen Verwilderung preisgeben. Mein Herr, wenn so im deutschen Reiche mit uns verfahren wird, wenn solch' ein Elend, solch' ein Verderben in ihm herrscht; wenn Tugend, Treue und Glauben

so verhöhnt, verlästert und verfolgt wird; kann man es uns dann verargen, wenn wir ihm keine Sympathien entgegenbringen? Hatte ich dann nicht volles Recht zu behaupten, daß die Nachwelt dereinstens vielleicht versucht sein wird, diesem Abschnitte der deutschen Geschichte den Titel zu geben: „Deutschland in seiner tiefsten sittlichen Erniedrigung?"

Mein Gefährte schaute mich bei diesen Worten fragend an und schwieg. Ich kämpfte mit mir selbst und wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Das konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Schwarze Herr allerdings mit seiner Abneigung gegen dieses neue Reich Recht habe, wenn seine Schilderung die Wahrheit berichtete. Allein so sehr ich seinen Ausführungen theilweise beistimmen mußte, so schien mir doch Manches in ihnen übertrieben. Namentlich was er von dem Mangel an bürgerlicher Freiheit, von den Mißhandlungen der Soldaten, und der Ordensleute, und von der Verlogenheit der Zeitungen gesagt hatte, schien mir denn doch die Wahrheit bedeutend zu übersteigen. Ich gab daher eine ausweichende Antwort, ohne zu ahnen, daß ich ganz bald die Wahrheit seiner Worte an mir selbst erfahren sollte.

„Mein Herr," entgegnete ich ihm, „wenn ich auch noch nicht von Allem, was Sie gesagt, vollkommen überzeugt bin, so will ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß Ihre Worte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben und daß ich den festen Entschluß gefaßt habe, von nun an genauer zuzusehen und die Verhältnisse objectiv zu prüfen. Ich bin Ihnen für Ihre Bemerk-

ungen von Herzen dankbar. Dürfte ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Recht gerne," erwiederte der Fremde, indem er mir seine Karte reichte, auf welcher ich die Worte las:

Fr. Rentlitz,
Doctor der Theologie,
Dechant und Pfarrer zu Weilerau.

Ich reichte ihm ebenfalls die Meinige. Da verkündete mir das Pfeifen der Maschine, daß wir in der Nähe von K. seien.

„Sie steigen in K. aus?" fragte mein Gefährte, als er sah, daß ich meine Kleider ordnete; „ich hatte ebenfalls die Absicht dort auszusteigen; allein ich habe mich entschlossen, noch einige Stationen weiter zu fahren, um einen alten Freund zu besuchen, und dann nach Hause zurückzukehren; ich habe von da nur noch eine Stunde zu Fuß zurückzulegen. Sollten Sie Zeit finden, mich in Weilerau ein Mal zu besuchen, so können Sie der freundlichsten Aufnahme sich versichert halten."

„Herzlichsten Dank für Ihre freundliche Einladung," entgegnete ich ihm die Hand zum Abschiede reichend, „wenn es mir irgendwie möglich sein wird, werde ich von Ihrer Güte Gebrauch machen." Ich nahm rasch meinen Koffer und stieg aus.

Als ich schon auf dem Waggontritte stand, bemerkte er lächelnd:

„Sehen Sie sich vor, daß man Sie nicht für einen verkleideten Jesuiten hält. Sie werden sich erinnern, daß wir beim Abfahren von M. polizeilich inspizirt

wurden. Sie sehen einem verkappten Jesuiten viel ähnlich."

„Ich einem Jesuiten ähnlich?" rief ich lachend, „das müßte denn doch komisch hergehen, bis jemand zu einem solchen Irrthum sich verstiege."

„Bei Gott und in Preußen ist kein Ding unmöglich," gab der Decan scherzend zurück. „Sie sind schwarz gekleidet, haben ein schmales, bleiches Gesicht, sind auf dem Wege, ein guter Ultramontaner zu werden und —

„Aussteigen, meine Herrn, der Zug geht ab," unterbrach uns der Zugführer.

„Auf Wiedersehen, Herr Decan," rief ich meinem neuen Freunde die Hand drückend zu. Der Schaffner schlug die Waggonthüre zu, und der Zug brauste weiter.

Drittes Kapitel.

Im Gefängnisse.

Ich stellte meinen Koffer auf die Erde, sah einen Augenblick dem Zuge nach und begann dann zu überlegen, was ich nun beginnen solle. Jetzt erst kam mir der Gedanke, daß ich eigentlich einen recht unüberlegten Streich gemacht habe, indem ich so planlos von M. abreiste; denn ich hatte in K., einer mittelgroßen Stadt, keine Bekannten und war auch noch nie daselbst gewesen. Nach einigen Minuten des Nachdenkens hielt ich es für das Beste, zuerst einen guten Gasthof aufzusuchen und dann mir die Stadt ein wenig anzusehen. Später konnte ich ja noch einen passenden Reiseplan entwerfen. Ich nahm also meinen Koffer, um nach der Stadt zu gehen, welche einige Minuten vom Stationsgebäude entfernt ist. Als ich aus dem Bahnhofe wieder in's Freie trat, gewahrte ich einen Gensdarmen, der von einer Anzahl jener Strolche umgeben war, die den Reisenden auf allen größeren Stationen durch ihr zudringliches Wesen lästig fallen. Sonderbarer Weise rührte sich bei meiner Annäherung keiner von ihnen; sie sahen mich alle mit höhnischen Blicken an.

„Welch' ein Pfaffengesicht"; hörte ich einen von ihnen halblaut sagen.

„Ein Jesuit von reinstem Wasser", bemerkte ein anderer.

„Das wird einen kostbaren Spaß abgeben", lachte ein dritter.

„Ist auch Alles vorbereitet"? fragte ein anderer.

„Ruhig, ruhig", riefen mehrere, als ich der Gruppe ganz nahe gekommen war.

Jetzt trat der Gensdarm mit ernster Amtsmiene auf mich zu, zog ein Blatt Papier aus der Tasche und fragte:

„Wie heißen Sie und woher sind Sie?"

„Mein Name ist Ferdinand Wallenberg und ich wohne zu M.", entgegnete ich verlegen.

„Auf welcher Station haben Sie den Zug bestiegen, den Sie so eben verlassen haben?"

„In M."

Im Nu war ich von der ganzen Rotte umstellt, was meine Verwirrung noch vermehrte.

„Was ist Ihr Gewerbe?" forschte der Gensdarm weiter.

„Ich betreibe kein Gewerbe", antwortete ich.

„So? Wovon leben Sie denn?"

„Von meinem Gelde."

„Von Ihrem Gelde? Hm! Sind Sie verheirathet?"

„Nein!"

„Verstehen Sie Latein?"

„Etwas."

„Haben Sie einen Paß?"

„Paß? Braucht man denn einen Paß, wenn man auf ein paar Tage verreisen will?"

Meine sichtlich wachsende Verlegenheit erhöhte den Muth und den Diensteifer des bewaffneten Mannes. Er musterte mich von Kopf bis zu den Füßen.

„Wenn Sie sich nicht als wirklicher Ferdinand Wallenberg aus M. in genügender Weise ausweisen können, so muß ich Sie verhaften. Sie sind dringend verdächtig, ein verkleideter Jesuit zu sein, der trotz der Verbannung des Ordens aus dem deutschen Reiche seit längerer Zeit die Gegend unsicher macht, ohne daß wir bis jetzt seiner habhaft werden konnten."

„Ich ein Jesuit?" rief ich erstaunt und furchtsam zugleich, indem ich mich der letzten Worte des Decans Rentlitz erinnerte. „Aber um Gotteswillen, wie kann man mich für einen Jesuiten ansehen. Fragen Sie in M. an, ob Ferdinand Wallenberg ein Jesuit sei."

„Da hätten wir viel zu thun, wenn wir wegen eines jeden Landstreichers —"

„Mein Herr, ich verbitte —"

„Verbitten Sie sich, was Sie wollen", erwiederte der Gensdarm barsch, „wenn Sie sich nicht sofort legitimiren, erkläre ich Sie für verhaftet und führe Sie ab."

Was sollte ich beginnen? Ich suchte in meiner Rocktasche, jedoch umsonst, denn ich hatte in der Eile vergessen mein Kartenetui beizustecken; die Karte, die ich Decan Rentlitz gegeben, hatte sich zufällig in der Tasche

gefunden. Vielleicht, dachte ich, befindet sich die eine oder andere oder sonst ein brauchbares Papier im Koffer. Der Gensdarm schien den gleichen Gedanken zu haben. „Beeilen Sie sich", rief er ungeduldig, „öffnen Sie Ihren Koffer und suchen Sie da."

„Ich griff nach meinem Schlüssel, wäre aber vor Schrecken beinahe umgefallen, als mein Blick auf den neben mir stehenden Koffer fiel und ich denselben sofort als einen fremden, mir nicht zugehörigen erkannte, obwohl er dem Meinigen an Form und Größe täuschend ähnlich sah. Ich fühlte, wie mir das Blut aus den Wangen wich.

„Entschuldigen Sie", rief ich stammelnd in höchster Angst, „ich weiß nicht — ich begreife nicht —"

Der Gensdarm, dem meine Verlegenheit nicht entging, rief zornig: „Nun wird's bald?"

„Ich weiß nicht", gab ich halbtodt vor Schrecken zurück, „ein Versehen —"

„Geben Sie mir den Schlüssel", schrie der Andere, indem er mir den Schlüssel aus der Hand riß; „ich werde den Koffer öffnen."

„Nein, nein", keuchte ich; allein es war schon zu spät; der Gensdarm steckte den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn ein paarmal gewaltsam herum, — ein Krach, der Koffer flog auf und dann ertönte nach einem kurzen Schrei der Ueberraschung, von allen Seiten her ein solches Gejohle und Geheul, wie ich es noch nie in meinem Leben ärger gehört hatte.

Dem geöffneten Koffer entquollen Windeln, Nachthauben, Halstücher, Spitzentaschentücher, Pomadetöpfchen, kurz die ganze Ausstaffirung eines Damentoilettenzimmers im buntesten Durcheinander.

Kreideweiß und zitternd vor Schrecken stand ich da, während mich die Menge von allen Seiten mit Schimpf- und Drohworten überhäufte. Was war hier vorgegangen?

Der Gensdarm quetschte Alles, so gut es ging wieder in den Koffer, pflanzte sich mit drohender Miene vor mir auf und fragte: „Wo haben Sie diesen Koffer gestohlen?“

„Ich weiß selbst nicht“, entgegnete ich tonlos, „ich habe ihn nicht gestohlen, ein unglückliches Versehen —“

„Ei freilich“, höhnte der Gensdarm, „jeder Dieb versieht fremdes Eigenthum für das Seine; nun die Erklärung werden Sie dem Gerichte geben. Nur Geduld Bürsch'chen; die Geschichte wird immer netter; ein Jesuit, mit gestohlenem Gute; ei, ei, da haben wir ja einen schönen Fang gethan; erhabener Reichskanzler, wie weise war dein Beschluß, solches Gelichter aus dem Reiche zu schaffen.“

„Aber ich bin kein Jesuit, ich habe den Koffer nicht gestohlen — ich bin ein ehrlicher Mann; laßt mich los!“ schrie ich jetzt auf einmal, in einen rasenden Zorn gerathend.

„Nur ruhig, Männchen“, spottete der Gensdarm, „sonst lege ich dir Armbänder an. Du kommst bald in Nummero Sicher. Leute, macht Platz.“

„Jesuit, Schuft, Verräther, Reichsfeind", scholl es jetzt, indem die Menge mich von allen Seiten umringte und hin und her stieß, so daß ich für einige Augenblicke wie besinnungslos umhertaumelte. Dann raffte ich mich wieder auf, suchte mich des tobenden Gesindels zu erwehren, und schrie wie außer mir: „Laßt mich doch los, ich bin ja kein Jesuit!"

„Jesuit, Schuft", scholl es zurück und das Stoßen und Heulen begann von Neuem, während der Gensdarm bedächtig einige Notizen in sein Tagebuch schrieb, den Koffer in die Hand nahm und erst dann sich durch den Haufen, der mich umringt hatte, durchdrängte, mich bei der Hand faßte und mich ihm folgen hieß. Meine Dränger ließen mich nun vorwärts gehen, begleiteten mich aber unter wüstem Schreien und Lärmen zur Stadt. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, da stimmte ein bärtiger, besser als die Uebrigen gekleideter Mann das bekannte Spottlied auf die Jesuiten an, welches mit den Worten beginnt:

„Der Teufel saß in der Höll',"

in welches der ganze Chorus heulend einstimmte. Ich habe das Lied im „Russischen Hofe" oft singen gehört, und kann es ganz auswendig. Der Text, so recht characteristisch für den infernalen Haß aller Kirchenfeinde gegen diesen hochverdienten Orden, lautet folgendermaßen:

„Der Teufel saß in der Höll' und krümmte sich vor Schmerz,
Weil der Mönch Luther sich gefasset das Herz,
Einzugreifen in der Welten Ring,
Und zu stürzen die alte Ordnung der Ding.

„Ist's nicht genug", so heult er, daß es weithin schallt,
„Daß der Arge sich wagt an die geistlich' Gewalt?
„Muß er auch noch mein eigen Reich und Dominium
„Sich erkühnen zu stürzen um und um?
„Bei meiner Großmutter, er ist im Stand und erobert die Höll',
„Wenn ich ihm nicht eine größere Macht entgegenstell'!
„Doch wer hilft mir in dieser schweren Noth,
„Wo die Welt aus den Fugen zu gehen droht?"
So heult der Satan und schlug sich vor's Hirn,
Daß blutgefärbt war bald die schwarze Stirn.
Da trat die Schlang' zu ihm, das alt'giftig Thier,
Welcher von Bosheit, Trug und List der Bauch berstet schier,
Und flüstert ihm leis ein paar Wort' in's Ohr,
Der Teufel in seinem Innern nicht eins davon verlor.
Aufsprang er und erleichtert schwoll ihm die Brust,
Und sein Auge leuchtet' vor Wonne und Lust.
Neun Monat drauf ein Weib einen Jungen gebar,
Deß Name Don Innigo von Loyola war."

Als wir uns der Stadt näherten, schwoll der Haufe immer mehr an; alle Fenster öffneten sich und von allen Seiten schrie und heulte es: „ein Jesuit, ein Dieb, ein Jesuit!"

Wie mir bei diesem Hohn und Spott, bei diesem Hexensabbat zu Muthe war, läßt sich leichter denken als mit Worten beschreiben. Wie war es nur möglich, daß man mich, den Altkatholiken, den Jesuitenfeind für einen verkappten Jesuiten halten konnte! Ich betrachtete meinen Anzug mit ängstlichen Blicken, und verwünschte meine Unaufmerksamkeit, daß ich mich ganz schwarz gekleidet hatte. Hose, Weste, Rock, Halsbinde, Hut, alles

schwarz, rabenschwarz. Ich muß auch sehr bleich ausgesehen haben, da ich ja die vorhergehende Nacht wegen des Kullmann'schen Attentates so unruhig geschlafen hatte; Bart hat mir die Mutter Natur nur in sehr spärlichem Maße verliehen und so glaubte ich denn zuletzt selbst, daß ich wohl wie ein verkappter Jesuite aussehen möchte, zumal ich noch nie in meinem Leben einen solchen gesehen hatte. Und nun noch dazu der unselige Umstand, daß ich statt meines eigenen, einen mir offenbar nicht angehörenden Koffer bei mir führte, der mich als eines schweren Diebstahles dringend verdächtig erscheinen ließ. Ich war halb verzweifelt und wußte nicht, wie ich mich aus dieser Klemme befreien sollte. Schamröthe bedeckte meine Wangen, daß ich, ehrlicher Eltern Kind, wie ein gemeiner Verbrecher, umgeben von einer johlenden Menge durch einen Gensdarmen in's Gefängniß geführt werde. Ich hätte in die Erde versinken mögen. Dann verwünschte ich wieder den Attentäter Kullmann, durch den ich schon so vieles Ueble erlitten und der mich nun noch zu guter letzt' in dieses Ungemach gebracht hatte. Doch aller Zorn konnte mir nichts helfen; ich mußte mich in's Unvermeidliche fügen. Endlich gelangte ich mit meinen Peinigern zu dem Stadtgefängnisse. Der Gefängnißwärter öffnete die Thüre. Während ich eintrat oder vielmehr hineingeschoben wurde, raffte die mich begleitende Menge noch einmal alle Kräfte zusammen und heulte die Worte: „Jesuit, Schuft ꝛc." in solcher Weise, daß mir Hören und Sehen verging, und ich mit einer gewissen Genugthuung die vier nackten Mauern und die hölzerne Pritsche der Gefängnißzelle

betrachtete, in welche ich geführt wurde und welche mir wenigstens gegen die Rohheiten der Menge Schutz bot.

Als der Gensdarm, der mich eingeliefert hatte, mit dem Gefängnißwärter die Zelle verlassen wollte, faßte ich mir Muth und bat sie, mir doch sofort ein Verhör vor dem Richter auszuwirken, damit ich meine Unschuld beweisen und mich so aus dem Gefängnisse befreien könnte. Allein die beiden Wächter für die öffentliche Sicherheit Deutschlands drehten mir, ohne mich einer Antwort zu würdigen, den Rücken, schlossen die Thüre ab und entfernten sich.

Ich war allein. In der Zelle war es nicht sehr hell; das Fenster hoch, beinahe an der Zimmerdecke und klein. Müde, zerschlagen an allen Gliedern, den Kopf voll düsterer, ärgerlicher Gedanken, setzte ich mich auf die Pritsche, um ruhig über meine Lage nachzudenken. Das erste Gefühl, das sich in mir regte, war ein gewaltiger Hunger. Ich hatte, seitdem ich des Morgens Kaffee getrunken, nichts mehr genossen. Ohne mich zu besinnen, eilte ich an die Thüre meiner Zelle und hämmerte und rief dem Gefängnißdirector in den rührendsten Ausdrücken, daß er sich meiner erbarmen und mir etwas zu essen bringen möge. Allein all' mein Rufen war umsonst. Es regte sich Niemand auf dem öden Gange, dessen einziger Bewohner ich zu sein schien. Müde von dem Rufen, hungrig und zornig dazu setzte ich mich wieder hin. Auf einmal gewahrte ich auf einer Art Mauervorsprung an der hintern Wand der Zelle einen Gegenstand, der große Aehnlichkeit mit einem Stücke Brod hatte. Mit einem lauten Freudenschrei stürzte ich

darauf los; ich hatte mich nicht getäuscht; es war ein ziemlich großes Stück Gefängnißbrod, welches mein unmittelbarer Vorgänger bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse wohl zurückgelassen haben mochte. Das Brod war zwar sehr hart und von rauhem Geschmack, aber zuletzt doch genießbar. Ich aß es mit solcher Gier, daß nach wenigen Minuten auch nicht ein Bröckchen mehr davon übrig war.

Nachdem ich auf diese Weise dem dringendsten Bedürfnisse abgeholfen, setzte ich mich wieder hin, um mich meinen trüben Gedanken zu überlassen, als ich plötzlich unter meinem Fenster im Gefängnißhofe Stimmen vernahm. Ich schlich leise bis zur Mauer, stellte mich auf die Bank, das einzige bewegliche Möbel in der Zelle und horchte. Die Redenden schienen zwei Männer zu sein. „Das war heute ein Spaß", bemerkte der Eine, „hast du das Gaunergesicht dieses Jesuiten betrachtet; wenn ich noch nie in meinem Leben einen Jesuiten gesehen hätte, so hätte ich den gleich als einen solchen erkannt. So ein Spitzbubengesicht kann nur ein Jesuit haben."

„Sie können sich leicht denken, Herr Pfarrer, welch' angenehme Gefühle dies Compliment in mir hervorrufen mußte. Ich bezwang mich jedoch und horchte weiter.

„Der Jesuit war mir ziemlich gleichgültig", entgegnete der andere; allein der blanke Thaler, den wir für unser Heulen von Herrn Brodmann erhalten haben und der Schnaps, den er uns vorher reichen ließ, damit unser Eifer um so größer sei, das, Jakob, war etwas, was mich mehr interessirte, als der Jesuit. Hätte der

mir dasselbe gegeben, so hätte ich mit demselben oder mit noch viel größerem Vergnügen den Herrn Brodmann ausgebrüllt und ihm auch noch, wenn's verlangt worden wäre, den Hals umsonst herumgedreht. Denn ein schlechter Kerl ist dieser Brodmann trotz seines himmelvielen Geldes; und wenn es einmal bei uns geht, wie in Paris, und das bedrängte Volk losschlägt, ich gehe wahrhaftig eher gegen diese Geldprotzen, als gegen die Pfaffen, die uns im Grunde genommen doch nichts zu leid gethan haben."

„Hm!" bemerkte der erste wieder, „so unrecht hast du da gerade nicht, Quirin. Wenn ich mich so eigentlich frage, warum ich gegen Pfaffen, Nonnen und Jesuiten räsonnire, so weiß ich selbst nicht, warum. Man redet uns den ganzen Tag von ihrer Schlechtigkeit vor, aber ich habe noch keinen bei einer schlechten Handlung ertappt. Dagegen dieser Brodmann, der hat einen ingrimmigen Haß gegen alle Jesuiten, und ich habe schon oft gedacht, was die ihm wohl eigentlich gethan haben mögen."

„Das will ich Dir sagen, Jakob, aber Du mußt mir versprechen, reinen Mund zu halten."

„Quirin, Du weißt, wir sind gute Kameraden; nur heraus damit, ich kann schweigen, wie das Grab."

„Nun ja! Aber wart' einmal; hört uns auch Niemand?"

Es entstand eine kleine Pause, während welcher die beiden Sprecher, die ich nicht sehen konnte, sich wahrscheinlich umschauten, um zu erforschen, ob sie vor Lauschern sicher seien. Ich hielt mich mäuschenstill und

harrte in größter Spannung der Erzählung. Den Namen des reichen Fabrikanten Brodmann hatte ich oft im „Russischen Hofe," als den eines eifrigen Altkatholiken und zugleich eines wüthenden Jesuitenfeindes nennen hören.

„Gib also acht, Jakob", begann jetzt der Quirin benannte Sprecher wieder: „Du kennst ja den alten Petermann, den Gerichtsschreiber, der jetzt nach Holland gezogen ist; und sein Töchterchen, die gute Ida."

„Das war ein Engel, Quirin, für die hätte ich mich todtschlagen lassen."

„Nun siehst Du, vor ungefähr vier Jahren, da war ich eines Mittags im Johanniswäldchen draußen, um ein wenig Holz zu sammeln. Es war um diese Jahreszeit und da es sehr warm wurde, so legte ich mich hinter einen grünen Busch und schlief ein. Ich hatte noch nicht lange gelegen, da wurde ich wieder wach und hörte in der Nähe leise Tritte. Neugierig, wer das wohl sein möge, machte ich sachte die Zweige auseinander und sehe da das gute Kind leise einhertrippeln und allerlei Kräuter abpflücken, von denen sie wahrscheinlich ihre Heilsäfte kochen wollte. Ich habe das Kind so gern gehabt, daß ich ihm ganz still zuschaute, ohne mich zu rühren. Da kommen auf einmal andere Tritte und Herr Brodmann erscheint auf dem Wege. Er ging auf Idchen zu und grüßte sie mit einem tiefen Bückling. Das Mädchen erschrack, wurde roth im Gesichte, verneigte sich ebenfalls und wollte rasch weiter gehen. Er aber vertrat ihr den Weg und sagte mit einem grinsenden Lächeln:

„Immer fromm und gut, Fräulein Ida. Für wen machen Sie sich jetzt wieder diese Mühe?"

„Für die alte Waschertiefe", entgegnete Idchen ängstlich und wollte an dem Brodmann vorbeischlüpfen. Allein er hinderte sie wieder und sagte:

„Warum wollen Sie denn so rasch forteilen, schönes Kind; ich habe mich so lange darnach gesehnt, ein paar Worte allein mit Ihnen zu reden."

„Bitte, Herr Brodmann, ich muß fort, mein Vater erwartet mich, er wird ein Unglück fürchten, wenn ich nicht zur bestimmten Zeit zurückkehre" —

„Nein, nein, mein Kind", grinste der Brodmann wieder, „nur einen Augenblick, ich möchte Sie und Ihren Vater glücklich machen; wenn Sie meine Bitten erhören, und mir Ihre Liebe schenken wollten, nach der ich so lange mich sehne und ohne die mir das Leben eine Last ist."

Ueber Idchens unschuldiges Gesichtchen flog eine Leichenblässe bei diesen Worten, dann wurde sie feuerroth und mit dem Ausdrucke der Entrüstung rief sie:

„Schämen Sie sich doch, Herr Brodmann, so zu reden; denken Sie, daß Sie verheirathet sind; lassen Sie mich los, ich muß fort!"

Aber der elende Mensch faßte sie beim Arm und rief:

„Fräulein Ida, erbarmen Sie sich doch meiner; wir sind ja allein. Ich weiß, die Pfaffen, welche in unsrer Gegend den Leuten die Köpfe verdrehten, haben mich und meine Absichten bei Ihnen angeschwärzt. Seien Sie vernünftig und stoßen Sie Ihr Glück nicht von

sich; ich gelte viel; ein Wort von mir und Ihr Vater erhält einen glänzenden Posten und Sie sind zeitlebens versorgt. Niemand —"

Ich hatte mein Beil gefaßt, Jakob, und hielt den Athem an; hätte er sich dem Kinde einen Fuß weiter genähert, wäre ich aufgesprungen und hätte ihn wie einen Ochs zusammengeschlagen. Allein du hättest Jdchen bei den Worten dieses Menschen sehen sollen. Sie richtete sich auf einmal hoch auf; ihre Augen blitzten förmlich, und in einem Tone, den ich nie vergessen werde, rief sie ihm in die Rede fallend:

„Ja, Herr Brodmann, ich bin gewarnt, und Sie sollten sich schämen, ein so liederliches Leben zu führen, und Ihre arme Frau vor Gram unter die Erde zu bringen. Die Jesuiten, die hier gepredigt haben, haben uns nicht die Köpfe verdreht; hätten Sie Ihre Lehren befolgt, dann wären Sie nicht zum Aergerniß aller braven Leute geworden. Pfui der Schande!"

Und mit diesen Worten gab sie dem Brodmann einen Stoß, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre und flog wie ein gescheuchtes Reh den Weg hinunter nach Hause. Jakob, ich hätte laut aufschreien mögen vor Freude, daß das gute Kind den Schuft so abgefertigt hatte. Kaum war sie fort, da kam der böse erste Werkführer des Brodmann, der Dunker, aus einem Busch heraus. Brodmann stand noch todtenbleich vor Zorn da.

„Habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt, Herr Brodmann; bei diesem Gänschen richten Sie nichts aus. Seit die Jesuiten hier waren, geht sie gar alle acht

Tage beichten und rutscht stundenlang in der Kirche herum. Da ist Hopfen und Malz verloren; es soll mich wundern, wenn diese Duckmäuser sie nicht bald ganz aus Ihren Augen schaffen."

„Dunker", schrie der Brodmann zitternd vor Wuth, „das ist schon das Drittemal, daß mir diese Jesuitenbrut hindernd in den Weg tritt. Aber sie sollen es büßen."

Und damit ging er fluchend und tobend mit dem Werkführer heim. Und seit jener Zeit, Jakob, gibt es in der ganzen Stadt keinen größeren Jesuitenfeind, als Brodmann. Wo er nur Gelegenheit findet, da schimpft er gegen sie; und wenn man ihn hört, dann sollte man meinen, es geschehe aus lauter Eifer für Tugend und Sittlichkeit; aber nichts weniger als das; ich habe den alten Fuchs behorcht. Indessen ein Leid haben wir ja dem Jesuiten heute nicht zugefügt. Das Bischen Heulen hat ihm nicht weh gethan, uns aber einen hübschen Verdienst eingebracht. Meinst du nicht auch, Jakob?"

„Freilich meine ich auch so. Bin indeß neugierig, was mit dem Bürschchen noch geschehen wird. Wir waren noch zu seinem Empfange gerade zurecht gekommen. Möcht' nur wissen, wie der Brodmann das herausgeschnüffelt hat, daß der Jesuit abgefaßt werden solle. Jedenfalls hat er es erst spät gehört, sonst hätte er uns früher zusammengerufen."

„Wie er es herausgeschnüffelt hat? Einfältige Frage; der Polizeiinspector liegt ja doch den halben Tag in seinem Hause. Man sagt, er werbe um Brodmann's Emma. Und da er Brodmann's Vorliebe für die Je-

suiten kennt, so konnte er doch keine schönere Gelegenheit finden, sich dem zukünftigen Schwiegerpapa gefällig zu erweisen. Verstehst du nun, Jakob?"

„Aber, Quirin, woher hast du denn all' diese Nachrichten? Bist merkwürdig gescheidt."

„Das hat mein Vater selig immer gesagt, Jakob, und wenn's was zu erhorchen gab, dann hieß es immer, „Quirin marsch, auf die Lauer", und manchen Groschen habe ich mir verdient."

„Schade, daß du nicht Polizeidiener geworden bist; du hättest die Landstreicher besser aufgelesen, als unsere Stadtspitzel alle zusammen."

„Schau, Jakob, es wird nicht alles Talent gewürdigt. Du hättest jedenfalls Nachtwächter zu werden verdient; geheult hast du heute bei dem Jesuitenfang lauter als es der Nachtwächter mit seinem größten Horne vermag."

Die Beiden, anscheinend lustige Kameraden, neckten sich noch eine Weile in dieser Weise, was ich aber nicht weiter beachtete. Ich ging wieder auf meine Pritsche zurück. Dort kam mir ein ganz sonderbarer Gedanke, während ich über das gerade vorher Gehörte nachdachte.

Der Mann, der sich Quirin nannte, hatte gewiß keinen Grund zu lügen. Vorliebe für die Jesuiten hatte er auch nicht gerade. Seine ganze Erzählung trug so sehr das Gepräge der schlichten, offenen Wahrheit, daß mir gar kein Zweifel darüber aufstieß. Der Brodmann war also Jesuitenfeind geworden, weil sie seinen unreinen Absichten auf das unschuldige Töchterchen des Gerichtsschreibers hindernd in den Weg getreten waren.

Wenn nun, dachte ich, viele von denen, welche den Jesuiten feindlich gesinnt sind, sie gerade wegen ihrer Sittenstrenge haßten! Doch nein, das schien mir unsinnig. So schlecht kann doch ein großer Theil der Menschen nicht sein, daß er Jemanden wegen seiner Sittenreinheit haßt und ihn hintendrein noch als unsittlich vor der Welt verklagt.

Doch fragte ich mich weiter, wie ich es selbst gemacht. Hatte ich mich nicht selbst, ich bekenne es offen, Herr Pfarrer, den größten Verirrungen hingegeben, und dennoch häufig über die sog. Immoralität der Jesuiten wacker mitgeschimpft? Und hatten meine Bekannten im „Russischen Hofe" nicht Reden geführt und sich Scherze mit dem weiblichen Dienstpersonal erlaubt, die selbst eine eiserne Stirne hätten erröthen machen können? Und das oft dann, wenn sie am lautesten über die laxe Moral der Jesuiten, besonders auch des Lehrbuches von Gury gepoltert hatten? Es fiel mir wieder mein schwarzer Reisegefährte ein. Ich begann mir seine Bemerkungen über die deutschen Zustände in's Gedächtniß zurück zu rufen, und nach meinen eigenen Erlebnissen ihre Wahrheit zu prüfen. Er hatte am Morgen über die recht- und formlose Verurtheilung und Verbannung der Jesuiten aus dem deutschen Reiche bittere Klage geführt; und jetzt, wo ich selbst als verkappter Jesuit und Industrieritter hinter Schloß und Riegel saß, kamen mir seine Ausführungen bei weitem begründeter vor, als am Morgen.

Angenommen auch, so dachte ich, unter den Jesuiten gäbe es einige schlechte Menschen, so ist und bleibt es

doch immerhin eine Unmöglichkeit, daß sie alle ohne Ausnahme schlecht seien. Eine Gesellschaft von Böse-wichten läßt sich doch nicht auf eine solche Weise leiten und regieren und kann nicht solche Werke vollbringen, wie die Jesuiten sie vollbracht haben. Ich hatte in meiner Jugend viel vom hl. Aloysius, vom hl. Stanis-laus Kostka, vom heil. Franziskus Xaverius gehört; deren Heiligkeit und engelgleiche Reinheit doch auch der verbissenste Feind ihres Ordens zugestehen muß. Wäre die Gesellschaft so schlecht, wären ihre Regeln so ver-worfen, so wären diese Heiligen gewiß nicht in sie ein-getreten und am allerwenigsten bis zu ihrem Tode ihr treu geblieben. Wenn aber nicht alle Mitglieder des Ordens, nicht einmal die Mehrzahl derselben schlecht ist und schlecht sein kann, mit welchem Rechte durfte man dann die Unschuldigen mit den Schuldigen bestra-fen und alle ohne Ausnahme aus ihrem Vaterlande vertreiben? Und wie muß es, dachte ich weiter, mit unserer bürgerlichen Freiheit, mit unserer Rechtspflege stehen, wenn es jedem Gensdarm erlaubt ist, einen Reisenden, der friedlich seines Weges einhergeht, anzu-halten, zu inquiriren und denselben, weil er das Un-glück hat, trotz seines wenig ascetischen Lebens ein as-cetisches Aussehen zu haben, als verkappten Jesuiten in's Gefängniß zu stecken! Denn wenn auch der un-glückliche Zufall mir den fremden Koffer nicht in die Hände gespielt hätte, wäre ich jedenfalls doch in's Ge-fängniß gekommen, da ja kein Reisender, wenn er eine kleine Tour innerhalb des deutschen Reiches macht, um Polizeichicanen zu entgehen, stets Tauf- und Heimaths-

schein bei sich führen wird. Wie muß es ferner mit dem Rechtsschutze stehen, den ein jeder Deutscher zu fordern berechtigt ist, wenn die Organe der öffentlichen Sicherheit ruhig zusehen, wie ein Pöbelhaufe einen Menschen mißhandelt, verhöhnt und verspottet? Und wie mag es ferner einem so mißhandelten Jesuiten und seinen Freunden zu Muthe sein, wenn er trotz seiner Unschuld in seinem eigenen Vaterlande wie ein wildes Thier gehetzt, und der Willkür von Gensdarmen und Pöbelhaufen preisgegeben wird? Und ein solches Verfahren kann auch nur Duldung finden? Es stiegen mir bei diesen Reflexionen unwillkürlich allerlei Gedanken über unsere jetzigen Zustände auf, vor welchen ich aber fast erschrack, weil ich bis dahin ganz andere Urtheile über dieselben gehabt hatte. Ich erinnerte mich der Worte meines schwarzen Gefährten: daß unsere Nachkommen dereinstens vielleicht dem gegenwärtigen Abschnitte der deutschen Geschichte den Titel geben würden: „Deutschland in seiner tiefsten sittlichen Erniedrigung," und schüttelte mich bei dem Gedanken, daß er am Ende doch Recht haben könnte.

„Fort, fort mit diesen Gedanken!" rief ich unwillkürlich, und um sie loszuwerden, begann ich nachzudenken, wie mir wohl der verwünschte Damenkoffer in die Hände gerathen sein möge. Darüber war ich nun bald im Reinen.

Wie ich oben erzählt habe, befand sich in dem nemlichen Coupé mit mir eine Frau mit einem kleinen Kinde, die, um dem Schreien desselben ein Ende zu machen, an einer kleinen Station in aller Eile aussteigen mußte.

Bei diesem eiligen Aussteigen hatte sie denn aller Wahrscheinlichkeit nach meinen Koffer mit dem ihrigen verwechselt, wodurch sie jedenfalls in eine nicht minder üble Lage gerathen sein mochte als ich. Aber wie jetzt den Irrthum berichtigen? Ich sann vergebens nach. Wäre ich in Freiheit gewesen, dann hätte ich vermittelst des Telegraphen der Sache bald ein Ende gemacht. So aber saß ich in der verwünschten Gefängnißzelle und mußte es den Launen meines Gefängnißwärters überlassen, wie die Sache zur Erledigung kommen sollte.

Unterdessen war es Nacht geworden, und da kam endlich der Schließer, um mir etwas dicke, dem Anscheine nach wenig schmackhafte Suppe und ein Stück Schwarzbrod zu bringen und mir anzukündigen, daß ich am andern Morgen verhört werden solle.

„Aber", rief ich ärgerlich, „warum wurde ich nicht gleich verhört? Warum läßt man mich einen ganzen Tag hier in diesem Loche sitzen?"

Der Mann mit den schweren Schlüsseln brach bei diesen Worten in ein helles Gelächter aus. „Glaubt Er denn, daß der Herr Amtmann nur für ihn da sei? Eben ist er erst von der Jagd heimgekehrt und hat andere Dinge zu thun, als sich mit allerlei Landstreichern abzugeben."

Damit schlug er die Thüre in's Schloß und ging fort.

Was wollte ich machen? Das Einzige, was mir Erleichterung verschaffen konnte, war Geduld; und so schwer es mir ankam, ich mußte mich eben hineinfinden, den Gefangenen zu spielen.

Ich begann also meine Suppe und mein Brod zu verzehren. Hätte mir meine alte Margareth auch nur etwas Aehnliches, wenn auch zehnmal Besseres gebracht, so wäre ich jedenfalls noch schlimmer mit ihr umgegangen, als am Morgen. Allein mein trotz der genommenen kleinen Stärkung noch immer knurrender Magen nahm, was er haben konnte, und gab sich zufrieden.

Ohne dann, wie am Abende vorher, Reden gegen Ultramontane, Pfaffen, Jesuiten und Nonnen zu halten, streckte ich mich auf der Pritsche nieder, indem ich meinen Mantel als Kopfkissen benutzte und schlief auch bald vor Müdigkeit ein.

Ich hatte einen seltsamen Traum. Mir war, als wäre es Sonntag Nachmittags und ich noch als Knabe bei meiner verstorbenen Mutter. Sie kam zu mir in einem schneeweißen Kleide; um ihre Stirne funkelte ein goldnes, mit Diamanten besetztes Diadem. Ihr Angesicht erglänzte in einer übernatürlichen Schönheit und Milde, wie ich sie noch nie gesehen, so daß ich meine Augen nicht von ihr abwenden konnte und unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Mütterchen, wie schön bist du!“

Sie lächelte sanft, erfaßte meine Hand und sprach: „Komm, Ferdinand, wir wollen am Grabe deines seligen Vaters beten.“

Ich folgte ihr freudig. Unterwegs redete sie mir ihrer Gewohnheit nach von Gott und vom Himmel.

„Kind“, so sprach sie, „höre nie in deinem Leben auf zu beten. Wir sind für den Himmel, die selige Ewigkeit geschaffen; hier auf dieser Erde haben wir nur

Kreuz und Leiden. Dort oben im Himmel ist es unaussprechlich schön. Dort umgeben uns die seligen Geister und schweben mit uns zum Throne des Herrn. Die reinste Himmelskönigin Maria und alle Heiligen, sie jubeln uns zu in unendlicher Wonne, und preisen uns glücklich, daß wir dies Erdenleben überwunden. Dann schauen wir Gott in seiner Majestät und Glorie, und stimmen ein in den seligen Lobgesang der Himmelschöre: „Heilig, heilig, heilig." O laß dich nie, nie in deinem Leben dazu verleiten, Gott mit einer schweren Sünde zu beleidigen. Bleibe rein und unschuldig und deinem Glauben treu. Denke stets daran, daß dein seliger Vater vom Himmel herab auf dich herniedersieht, daß er sehnsüchtig darnach verlangt, dort oben im Himmel mit dir ewig glücklich zu sein." So sprach sie noch lange fort, während wir unter den Bäumen der großen Lindenallee einher zum Friedhofe schritten. Es war ein wunderschöner Tag, die Luft so rein, der Himmel so blau; die Lindenzweige neigten und beugten sich, während die Blättchen im Hauche des Windes leise knisternd aneinanderschlugen. Mir war's so wohl, so unbeschreiblich froh um's Herz, indem ich so an Mütterchens Hand einherschritt; ich schaute ihr zuweilen in das engelreine verklärte Auge und dann drückte sie mir fester die Hand; es schien mir, als ob ich in einer andern besseren Welt mit ihr wandelte, als ob der Himmel mit seinen Seligen, mit seiner unaussprechlichen Herrlichkeit mir offen stünde. So gelangten wir an meines Vaters Grab. Mütterchen sank betend am Kreuze nieder. Aber als ich ebenfalls niederkniete und beten wollte, da richtete

sie sich auf, schaute mich mit einem langen, wehmüthig ernsten Blicke an und war im Nu meinen Augen entschwunden. Ich begann vor Trauer und Schmerz zu weinen. Da öffnete sich plötzlich das Grab; ich fuhr erschreckt zusammen; eine große, ernste Gestalt im Todtenkleide erhob sich vor meinen Augen; es war mein verstorbener Vater. Finster schaute er mich an, hob drohend den Finger und sprach: „Ferdinand, Ferdinand! Warum hast du nicht gehalten, was du versprochen? Siehe, das Maß des göttlichen Zornes ist schon voll; du hast schwer, schwer gefehlt; kehre um, so lange es noch Zeit ist.“

Diese Worte meines Vaters zerrissen mir das Herz. Ich sah mich auf einmal mit einer Menge Sünden beladen, und erkannte mit einem Blick mein ganzes, schuldbeflecktes Leben. Laut weinend stürzte ich vor ihn hin, um seine Kniee zu umfassen, und rief flehentlich:

„Vater! vergib, verzeihe mir.“

Er aber wies mich strenge von sich mit den Worten:

„Berühre mich nicht, mein Sohn, erst bessere dich.“

Ich meinte, das Herz müßte mir springen, und streckte weinend die Arme nach ihm aus.

„Vater, Vater!“ flehte ich schluchzend, „willst du mich denn verstoßen? Ich gelobe es ja, ich will ja gern mich bessern und deines Namens würdig sein.“

Da zerfloß das Traumbild — ich erwachte.

Verwundert schaute ich um mich, ohne mich in den ersten Augenblicken zurecht finden zu können. Erst nach

und nach erinnerte ich mich des am Tage vorher Vorgefallenen, als ich die kahlen Wände des Gefängnisses sah. Da sprang ich auf und — kniete fast unwillkürlich zum ersten Male nach langen, langen Jahren zum Gebete nieder, wie einstens in der seligen Kinderzeit vor meinem Bettchen, wenn die Mutter mich angekleidet hatte. Der Vorsatz, mit welchem ich erwacht war: „Ich will mich ja bessern und deines Namens würdig sein", die ernsten Worte, die mein Vater im Traume zu mir gesprochen: „Du hast schwer, schwer gefehlt, kehre um, so lange es noch Zeit ist;" klangen mir unaufhörlich durch die Seele. Mir wurde immer weicher und weicher um's Herz; ich betete die Gebetchen, die mich meine selige Mutter gelehrt, als ich kaum noch die ersten Worte lallen konnte; und während ich so betete, rannen mir heiße Thränen ohne Unterlaß über die Wangen. Es waren Thränen tiefster Reue über mein vergangenes, gottvergessenes Leben. Eines war mir bei allem diesem klar; zwischen meiner sündigen Vergangenheit und meiner neuen Seelenstimmung lag eine unabsehbare Kluft; ich war ein anderer Mensch geworden.

Wie lange ich so im Gebete kniete, weiß ich nicht; ich wurde erst durch den Gefängnißwärter gestört, der in meine Zelle trat und mich ihm zum Verhöre folgen hieß. Ich erhob mich, ohne ein Wort zu sagen und ging mit ihm, ganz in meine Gedanken versunken, die Treppe hinunter in das Verhörzimmer. Dort fand ich einen Schreiber, der mich mit frechen Blicken musterte, und den Amtmann, der mir, ohne mich eines Blickes

zu würdigen, einen Stuhl hinstellen und mich niedersitzen hieß. Ich gehorchte fast mechanisch und war noch immer so sehr in meine Gedanken vertieft, daß ich kaum auf die Vorfragen achtete. Erst als der Amtmann auf den im Verhörzimmer stehenden Koffer hinwies, und mich zu examiniren begann, wie ich in seinen Besitz gekommen sei, wurde ich wieder aufmerksamer. Ich verwahrte mich empfindlich gegen den Verdacht, als hätte ich denselben gestohlen und erzählte mein Zusammentreffen mit jener Frauensperson, die Eile, mit welcher sie des schreienden Kindes willen den Zug verlassen habe, und bat um die Erlaubniß nach M. telegraphiren zu dürfen und von dort aus meine Legitimationspapiere kommen zu lassen. Der Amtmann hörte mir finster zu, erklärte sich aber zuletzt mit meinem Vorhaben einverstanden. Gerade als ich im Begriff war, das Telegramm aufzusetzen, brachte ein Bote vom Bahnhofe dem Amtmanne einen Brief des Stationsvorstehers. Der Beamte hatte kaum einige Zeilen gelesen, als er mir zurief, ich solle aufhören zu schreiben; so eben zeige ihm der Stationsvorsteher an, daß mein Koffer auf der Station angelangt sei und die Eigenthümerin des in meinem Besitze befindlichen Koffers mich dringend um Rücksendung desselben nach B. ersuche, weil sie sich durch diese Verwechselung in die größte Verlegenheit gebracht habe.

Ich nahm diese Mittheilung mit vornehmer Genugthuung auf, ergriff meinen Hut und wollte mich mit einer stummen Verbeugung entfernen. Allein der Beamte vertrat mir den Weg und sagte:

„Sie werden entschuldigen, wenn ich auf Ihrem Verweilen dahier noch bestehe; Ihr Verhör ist durchaus noch nicht zu Ende. Wir sind von M. aus telegraphisch angewiesen, Sie zu verhaften. Sie sind dringend verdächtig, ein verkleideter Jesuite zu sein, dem wir schon lange nachspüren. Für Ihre Personalangaben haben Sie noch nicht den mindesten Beleg beigebracht. So lange Sie dieselben nicht beweisen, darf ich Sie nicht aus der Haft entlassen." „So werde ich also doch nach M. telegraphiren müssen, Herr Amtmann;" erwiederte ich etwas gereizt. Zuvor möchte ich jedoch bitten, mir meinen Koffer hierher besorgen zu lassen. Ich hoffe in ihm so viel finden zu können, um meine Nichtzugehörigkeit zum Jesuitenorden zur Evidenz nachzuweisen." „Ihr Koffer wird sogleich hier eintreffen," erwiederte der Amtmann. „Nach dem, was mir der Stationsvorsteher hier schreibt, muß er schon unterwegs sein." In der That wurde auch wenige Minuten später ein Gepäckträger gemeldet, der mir mein Eigenthum ganz und unversehrt wieder zustellte.

Das Frauenzimmer, welches die Verwechselung begangen, hatte den Irrthum bald bemerkt und ohne nach dem Inhalt des ihr nicht zugehörigen Koffers zu forschen, an allen Stationen, welche der Zug, in welchem wir gefahren waren, passirt hatte, tetegraphisch nach dem Verbleib ihres eigenen Koffers nachfragen lassen. Der Stationsvorsteher, welcher bei meiner Verhaftung zugegen gewesen war, hatte, als das Telegramm in seine Hände gelangte, sofort den wahren Sachverhalt

errathen und die Freundlichkeit gehabt, die Frau mittelst Telegramm um Uebersendung des mir gehörigen Koffers zu ersuchen; was dieselbe, um aus ihrer Verlegenheit befreit und wieder in Besitz ihres eigenen Koffers gesetzt zu werden, auch sofort gethan hatte.

Ich öffnete also rasch und fand mehr, als ich gehofft hatte; meine Brieftasche mit mehren Briefen an mich, mein Kartenetui, mehrere Taschentücher, in welchen mein ganzer Name eingestickt war und was allen Zweifel an meinen Angaben über meine persönlichen Verhältnisse und meine Freiheit von dem Verbrechen ein Jesuit zu sein beseitigte, in einer Rocktasche mehrere Einladungszettel zum altkatholischen Gottesdienste hier, auf welchen meine Adresse gedruckt war.

Beim Anblicke dieser Zettel veränderte der Amtmann ein wenig die Farbe, wurde auf einmal ganz außerordentlich höflich und rief:

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, verehrtester Herr Wallenberg, daß wir den beklagenswerthen Irrthum begangen und Sie für ein Mitglied des Jesuitenordens gehalten haben. Sie sind vollständig frei; nehmen Sie Ihre Papiere gefälligst zu sich. Kann ich Ihnen mit etwas dienen; dürfte ich Sie um die Ehre bitten, heute mein Gast zu sein? Sie sind altkatholisch; welch' ein Irrthum, Sie für einen Jesuiten zu halten. Bitte nochmals dringend die Ungeschicklichkeit des Gensdarmen zu vergessen und mein Gast zu sein." —

Die plötzliche Freundlichkeit des Mannes, der mich vorher so abstoßend behandelt hatte, erfüllte mich mit

Eckel: „Zu viel Ehre, Herr Amtmann," unterbrach ich seinen Redestrom; „ich werde mich sofort entfernen. Jedoch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich eine Behandlung, wie sie mir gestern zu Theil geworden, die den einfachsten Vorschriften der Gerechtigkeit und Billigkeit geradezu Hohn spricht, bisher im deutschen Reiche nicht für möglich gehalten hatte."

„Ich muß es leider zugeben, daß Ihnen eine wenig rücksichtsvolle Behandlung zu Theil geworden; aber wir waren alle durch die Umtriebe dieses Jesuiten so erbittert" —

„Daß Sie es dem Gutdünken des Gensdarmen überließen, jeden ehrlichen Reisenden zu verhaften, der ihm ein Jesuit zu sein schiene. In der That, ich begreife nicht, wie eine solche Polizeiwillkür geduldet werden kann."

„Bitte, verehrtester Herr," begann der Amtmann wieder ziemlich kleinlaut, „wir erhielten telegraphische Weisung von M., daß mit dem Vieruhrzuge ein schwarzgekleideter Herr hier eintreffen werde, der dringend verdächtig sei, identisch mit dem von uns schon so lange vergebens gesuchten Jesuiten zu sein, der seit einiger Zeit sich in der hiesigen Gegend umhertreibt. Es war noch beigefügt, daß man denselben schon in M. hätte verhaften wollen, was aber nur durch ein Versehen des daselbst den Bahnzug visitirenden Gensdarmen unterblieben sei. Sie waren der einzige Reisende, der gestern hier ausstieg, Sie trugen auch die signalisirte schwarze Kleidung, und so glaubten wir unsrer Sache

sicher zu sein. Die Verwechselung der Koffer machte dann den leidigen Zwischenfall für Sie noch unangenehmer."

Jetzt wurde mir Alles klar. Wie ich schon bemerkt habe, hatte ein Gensdarm bei meiner Abfahrt von hier den Zug visitirt, und meinen Freund Decan Rentlitz mißtrauisch gemustert. Doch schien er seiner Sache nicht ganz sicher zu sein, daß Rentlitz der verfolgte Jesuite sei, und begnügte sich damit, sich das Ziel seiner Reise zu merken, um seine vorgesetzte Behörde in den Stand zu setzen, den Verdächtigen weiter zu verfolgen. Die hiesige Polizeibehörde hatte dann wahrscheinlich aus dem Rapport des Gensdarmen entnehmen zu sollen geglaubt, daß Rentlitz in der That der gesuchte Jesuitenpater sei und die Polizei zu K. beauftragt, denselben beim Aussteigen sogleich zu verhaften. Da nun Rentlitz während der Fahrt seinen Plan in K. auszusteigen, geändert und sich entschlossen hatte, weiter zu fahren, so blieb ich der einzige, auf den jener telegraphisch ergangene Verhaftungsbefehl Bezug zu haben schien, zumal mein Aeußeres den vorhandenen Verdacht noch verstärken mußte. Da aber dies Alles das unerhörte Vorgehen gegen mich nicht zu rechtfertigen vermochte, so wollte ich doch nicht unterlassen meiner Entrüstung darüber, dem vor meiner Eigenschaft als Altkatholiken respectvoll gewordenen Beamten vollen Ausdruck zu geben.

„Aber, Herr Amtmann," entgegnete ich also ernst, „wenn ich auch wirklich ein Jesuit wäre, so dürfte ich denn doch gewiß nicht der Willkür eines Pöbelhau-

sens preisgegeben werden. Wo bleibt denn Recht und Gerechtigkeit, worauf wir in Deutschland so stolz waren, wenn solche Mißhandlungen eines Wehrlosen unter den Augen der öffentlichen Sicherheitsorgane stattfinden dürfen."

Der Amtmann zuckte die Achseln und schwieg. Ich sah ein, daß bei einem Manne seines Schlages jedes weitere Wort unnütz sein würde. Ich hatte es mit einem jener Menschen zu thun, die mein Freund Rentlitz mir Tags vorher in so lebhafter, und wie ich jetzt aus eigener Erfahrung wahrgenommen hatte, auch so wahrer Weise geschildert hatte. Ich verabschiedete mich daher mit einer kühlen Verbeugung und begab mich in ein Gasthaus. Zwar begegnete ich auf der Straße hier und da neugierigen und zudringlichen Blicken, hier und da wurde mir auch das Wort Jesuit nachgerufen; allein weitere Belästigungen erfuhr ich nicht. Im Gasthofe angelangt, frühstückte ich ein wenig und machte dann, nachdem ich mich umgekleidet, einen Spaziergang in die freie Natur. Der Weg führte mich an der Kaserne der Stadt vorbei, vor welcher gerade Exerzierübungen stattfanden. Der Anblick der Mißhandlungen, die einigen minder gelenkigen Rekruten von Seiten eines der Unteroffiziere widerfuhren, empörte mich im Innersten meiner Seele. Die rohe Grausamkeit des Unmenschen überstieg alle Begriffe. Bei dem geringsten Fehler, den die Leute begingen, trat er sie auf die Füße oder wider das Schienbein, stieß sie mit der Faust vor den Leib und gegen die Brust, zog sie an den Ohren und bediente sich dabei so gemeiner und roher Schimpf-

wörter, daß ich mich mit Entrüstung und Ekel abwandte. Wieder fiel mir mein Gefährte von gestern ein; wäre er bei mir gewesen, so hätte ich ihn um Verzeihung gebeten für die Ungläubigkeit, mit welcher ich seine Aeußerungen aufgenommen hatte. Ganz empört verließ ich den Exerzierplatz und eilte in meinen Gasthof zurück.

„Das also ist die Freiheit, die wir haben, dachte ich bei mir, das die Herrlichkeit des deutschen Reiches. Wahrlich ich lebte in einer gewaltigen Blindheit und Täuschung. Aber jetzt, wo ich einmal angefangen, der Wahrheit näher zu kommen, jetzt will ich sie auch ganz erforschen. Ich will einmal katholisches Leben und katholisches Wesen gründlich kennen lernen.

Ich erinnerte mich der Einladung meines Reisegefährten und beschloß ohne viele Umstände am andern Tage davon Gebrauch zu machen. Nach dem Mittagessen begab ich mich zum Spaziergang in den benachbarten Wald, da es mich ordentlich drängte, einmal fern von allen Menschen in Gottes freier Natur allein zu sein. Die Erlebnisse der letzten Tage gingen mir wirr und wüste durch den Kopf. Ich hatte mit meiner Vergangenheit gebrochen, ich wollte ein anderer Mensch werden; allein das „wie" lag noch immer wie ein dunkles Räthsel vor mir. Bald erfaßte mich ein glühender Eifer gut und fromm zu sein; dann aber kamen mir wieder tausende von Schwierigkeiten vor die Seele, die mich beängstigten und mir eine Rückkehr zum Besseren fast als unmöglich erscheinen ließen.

Es fällt dem Menschen, wenn er einmal längere Zeit von der Bahn des Guten abgewichen ist, so unendlich schwer, sich selbst zu gestehen, daß er vollständig geirrt hat; daß all' seine Pläne, sein Arbeiten in der Vergangenheit eitel und nichtig gewesen; es scheint uns fast schlimmer als der Tod, die besten Jahre unsres Lebens als einen Trümmerhaufen zu behandeln, dessen Anblick uns nur zur Buße antreiben soll. Und doch war ich in dieser Lage. Mein vergangenes Leben war ein Leben ohne Gott, ohne Gebet, ohne Tugend gewesen. Ich hatte jahrelang keine katholische Kirche mehr besucht, jahrelang alle meine Pflichten gegen Gott in schändlichster Weise vernachlässigt; mein einziges Streben und Trachten war darauf gerichtet gewesen, wie ich mir Vergnügen und Zerstreuungen bereiten könnte, ein Streben, welchem ich mich wegen des von meinen Eltern ererbten großen Vermögens ohne jede Beschränkung hingeben konnte und auch hingegeben hatte. Jetzt, wo ich auf einmal in so ernster Weise aus meinem bisherigen Treiben aufgerüttelt war, wo die frommen Lehren meiner Mutter, die Erinnerungen aus meiner Kindheit in mir sich regten, und mein vergangenes Leben verurtheilten, jetzt fing ich an, mein ganzes Elend zu begreifen und der Gedanke an die vielen Sünden, die ich begangen, machte mich sogar im einsamen Walde vor mir selbst erröthen. Ich kann Ihnen, Herr Pfarrer, die Gefühle nicht beschreiben, die sich wechselnd mir aufdrängten. Was sollte ich beginnen? Ich hörte schon im Geiste die Spöttereien, mit welchen meine Bekannten mich bei der Nachricht von meiner Sinnesänderung

überschütten würden, ich dachte an die Gewohnheiten, denen ich nunmehr entsagen müßte; und dann meinte ich von allen Seiten den Ruf zu hören: Laß ab von deinem Beginnen, es ist zu schwer für dich, du wirst doch wieder in deine alten Fehler zurückfallen und dann wird der Spott, der dich trifft, noch größer sein." Unter solchen quälenden Gedanken wanderte ich in dem prächtigen Walde umher ohne die Ruhe, die ich suchte, finden zu können. Es dämmerte schon, als ich endlich ermüdet in meinen Gasthof zurückkehrte, um mich nach innigem Nachtgebete zur Ruhe zu begeben.

Viertes Kapitel.

Katholisches Leben.

Als ich am andern Morgen neugestärkt erwachte, verrichtete ich, wie in meiner Kindheit, mein Morgengebet und begab mich bald zum Bahnhofe, um nachher mein Vorhaben, den schwarzen Reisegefährten zu besuchen, auszuführen. An der dem Städtchen Weilerau, in welchem mein Freund wohnte, zunächst belegenen Station stieg ich aus, miethete mir einen Dienstmann, der meinen Koffer tragen sollte, und machte mich dann zu Fuß auf den Weg. Die Gegend, in welcher ich mich jetzt befand, ist fast nur von Katholiken bewohnt. Zu beiden Seiten der Straße waren von Strecke zu Strecke hölzerne und steinerne Kruzifixe aufgestellt, vor welchen mein Gepäckträger jedesmal ehrerbietig die Mütze abnahm und sich bekreuzte. Das schlichte Benehmen des Mannes gefiel mir außerordentlich und that mir nach den Auftritten der vergangenen Tage wahrhaft wohl.

„Was bedeuten denn diese zahlreichen Kreuze hier am Wege?“ fragte ich ihn, mehr um ein Gespräch einzuleiten, als um eine wirkliche Aufklärung zu erhalten.

Der Mann schaute mich etwas von der Seite an und fragte dann:

„Seid Ihr auch katholisch?"

„Gewiß, lieber Mann;" gab ich ihm lächelnd zur Antwort; „aber warum fragt Ihr mich darnach?"

„Wenn Ihr protestantisch wäret," erwiederte er, „dann würdet Ihr meine Erklärung schwerlich verstehen."

„So?" entgegnete ich, „warum denn das?"

„Die Protestanten, die glauben nicht an Christus; die gehen immer an diesen Kreuzen vorüber, und nehmen nicht einmal den Hut ab; was sie gewiß nicht thun würden, wenn sie an Jesus Christus als den Sohn Gottes glaubten."

Ich fühlte den in diesen Worten für mich liegenden Vorwurf, da ich bis dahin ebenfalls das Zeichen unserer Erlösung nicht gegrüßt hatte und beschloß beim nächsten Kruzifixe meinen Hut abzunehmen.

„Euch aber will ich die Sache erklären," fuhr der Mann fort. „Uns Katholiken lehrt man schon von Jugend an, daß wir stets in Gottes Gegenwart leben sollen, damit wir keine Sünde begehen. Und weil man sich besser an Gottes Gegenwart erinnert, wenn man zuweilen so einen Herrgott am Wege sieht; deshalb hat man diese Kruzifixe dahin gestellt."

„Nun, das gefällt mir recht gut," entgegnete ich ihm, „aber wer hat denn diese Kreuze alle machen lassen?"

„Ja, das wissen wir selbst nicht; die habe ich schon als Kind gesehen, und mein Vater hat mir gesagt, daß

er sie in seinen Kinderjahren ebenfalls schon gesehen habe. Da vorn das große Kreuz aber, mit dem goldenen Herrgott, das hat unser verstorbener Herr Decan, Gott hab' ihn selig, dahin setzen lassen."

Dabei deutete der Mann auf ein in einiger Entfernung sich erhebendes marmornes Kruzifix mit vergoldetem Christuskörper.

„Ihr scheint Euren verstorbenen Herrn Decan sehr lieb gehabt zu haben;" bemerkte ich, da der Mann bei der Nennung seines Namens mir ordentlich gerührt zu werden schien.

„O Herr, das war ein Mann; wenn Ihr den gesehen hättet; der war der Schutzengel für die ganze Gegend; kein Armer kam, dem er nicht etwas gegeben hätte; kein Kranker, den er nicht besucht und getröstet hätte. Er kannte alle Leute und Kinder in dem ganzen Bezirke, wir hatten ihn alle lieb, als wenn's unser eigner Vater wäre. Als er starb, das war ein Weinen nicht nur in der Gemeinde, sondern in der ganzen Gegend, wie es seit Menschengedenken nicht war. Mann für Mann gingen wir an das Todtenbett und haben ihm noch zum letzten Male die Hand geküßt, in allen Familien der Stadt wurde für ihn gebetet Tag für Tag, und als er begraben wurde; seht, Herr, die Chaussée hier an; wenn Ihr sie, so lang als Ihr sie hier sehet, zweimal nehmt und voll Menschen stellt, dann habt Ihr doch noch nicht alle, die mitgegangen sind."

Wir waren unterdessen zu dem besprochenen Kreuze gekommen. Der Gepäckträger blieb stehen, schaute mich bit-

tend an und sagte treuherzig: „Herr, so oft ich an dem Kreuze vorbeigehe, bete ich drei Vaterunser für unsern guten Herrn Decan. Habt Geduld und laßt mich sie auch jetzt beten."

„Knieet nur ruhig nieder, lieber Mann;" entgegnete ich gerührt, „wenn ich auch Euren guten Herrn Decan nicht gekannt habe, so habe ich ihn doch aus Eurer Schilderung so lieb gewonnen, daß ich mit Euch für ihn beten will."

Damit knieten wir beide nieder und beteten. Ich war tief ergriffen; der Mann mit seiner schlichten, einfachen Liebe zu seinem Seelsorger, die Dankbarkeit, die er ihm noch bis über's Grab bewahrte, gefielen mir außerordentlich wohl. Wenn ich nur auch Jemand finden könnte, dachte ich, dem ich mein ganzes inneres Leiden, meine Unzufriedenheit und Verwirrung mittheilen könnte. Ich hätte in dem traurigen, geängstigten Zustande, in welchem ich mich befand, so sehr eines theilnehmenden, verständigen Freundes bedurft, der mir Rathgeber und Führer geworden wäre.

„Wie ist denn Euer jetziger Herr Pfarrer?" fragte ich den Dienstmann, als wir uns nach verrichtetem Gebete wieder auf den Weg gemacht hatten.

„Herr, der ist ebenso gut, wie unser alter Herr Decan. Alle Leute haben ihn lieb und er hat sie auch alle lieb, und ich habe ihn auch recht gern. O, wenn Ihr einmal ihn predigen hörtet; da meint man jeden Augenblick, er wolle herunterkommen, so geräth er in Eifer; und dabei merkt man doch aus jedem Wort, wie lieb er uns hat. Neulich hatte ich einem Herrn den

Koffer getragen wie Euch, und hatte das Geld in meinen Hosensack gesteckt, der ein Loch hatte; jetzt habe ich es aber geflickt. Und da habe ich das Geld verloren. Während ich nun ganz traurig umherging, ohne es wieder finden zu können, kam er des Wegs daher, merkte gleich, daß etwas nicht recht just bei mir war und rief: „Nun Johann, was fehlt dir denn? du machst ja ein Gesicht, wie sieben Tage Regenwetter." „Ach, Herr Hochwürden," gab ich traurig zur Antwort, „ich hab meinen ganzen Verdienst von heute verloren." „Ei," sprach er, „das hättest du auch nicht thun sollen, Johann." „Herr," rief ich, „gern ist's gewiß nicht geschehen." Da lachte der Herr Pfarrer aus vollem Halse. „Das weiß ich wohl, Johann; ich meinte, du hättest besser Acht geben sollen; wie viel war's denn?" „Zwölf Groschen Herr Pfarrer; ganze zwölf Groschen."

„Na," rief er, „wenn's nicht mehr ist, Johann, hier hast du sie wieder." Und damit zog er seinen Beutel hervor, gab mir zwölf Groschen, sagte „Adieu Johann," und ging weiter. Ich wollte ihm nachlaufen und ihm danken, aber er rief, „bleib' nur, bleib' nur, s'ist schon gut." Und so macht er's überall; den letzten Heller gibt er für uns her. Aber seht einmal dorthin Herr, dort sind schon die Kirchthürme, jetzt sind wir bald an Ort und Stelle. Wenn wir über diesen Hügel gegangen sind, dann stehen wir vor dem Orte."

Die Straße führte jetzt einen kleinen Hügel hinan, hinter welchem ich die Spitzen zweier Kirchthürme erblickte.

„Eure Kirche scheint groß zu sein."

„Ja, Herr, sie ist sehr groß, und doch noch zu klein für die vielen Leute. Wir haben einen starken Kirchgang.

„Kirchgang?" fragte ich, „was versteht Ihr darunter, Johann?"

„Was ich darunter verstehe?" entgegnete Johann, „ein starker Kirchgang ist, wenn viele Leute in die Kirche gehen. Unsere Leute sind gut. Seht, neulich ist ein Spaß passirt. Kam so ein protestantischer Regierungsherr in's Ort und legte sich am Sonntag Morgen, statt in die Kirche zu gehen und zu beten, aus Fenster und rauchte eine lange Pfeife, so wie's die großen Herrn thun. Als nun die Leute aus dem Amt kamen und die große Straße voll wurde, und immer mehr Menschen kamen und der Zug kein Ende nahm, da wurde ihm ganz bang; er lief herunter zum Schwanenwirth, und rief ganz außer Athem. „Herr Schwanenwirth!" „Was befehlen der Herr," sagte der Schwanenwirth, der gerade mit seinem Buche aus der Kirche kam. Ich bin Geschwisterenkel mit dem Schwanenwirth; wenn Sie bei ihm Einkehr nehmen, wird's Ihnen gefallen. „Was ist los, was bedeutet denn der Auflauf da? Es sind doch keine Unruhen ausgebrochen? Wie viele Gensdarmen sind im Orte?"

Der Schwanenwirth schaute den Herrn verwundert an.

„Was, wo ist denn ein Auflauf Herr?"

„Drehen Sie sich doch um," rief der Regierungsherr, „die ganze Straße ist ja voll Menschen. Mein Gott, nimmt das denn gar kein Ende."

Jetzt begriff der Schwanenwirth erst, was der Herr meinte, und rief lachend: „Aber Herr, die Leute kommen aus der Kirche?"

„Aus der Kirche? So? Ist denn heute was besonderes in der Kirche? Wenn man bei uns in Berlin alle Leute, die im Laufe des Jahres in unserer Kirche waren, zusammennimmt, so gibt's nicht halb so viel."

„Du lieber Gott," rief da der Schwannenwirth, „das ist bei uns jeden Sonntag so. Wir sind ja katholisch."

Da kratzte sich der Herr hinter den Ohren und ging fort.

Mein Begleiter fing bei diesen Worten an herzlich zu lachen und ich mußte unwillkürlich mitlachen.

Unter solchen Gesprächen waren wir an die ersten Häuser des Städtchens gelangt. Johann schaute mich fragend an. „Ich kehre beim Herrn Pfarrer ein," sagte ich; „er hat mich eingeladen und würde mir es mit Recht übel nehmen, wenn ich anderswo hinginge."

„Da freue ich mich sehr, daß wir zum Herrn Pfarrer kommen," entgegnete Johann. „Es geht mir immer das Herz auf, wenn ich ihn sehe."

Wir kamen jetzt in das Städtchen. Die Straßen waren schön und reinlich gehalten, und die Leute grüßten mich mit großer Freundlichkeit.

Das Pfarrhaus, ein schönes Gebäude, lag mitten in einem Garten, der Kirche gegenüber. Auf der Hausflur kam uns eine ältliche sehr gutmüthig dreinschauende Person entgegen und fragte, was ich wünsche.

„Ist der Herr Decan zu Hause?“ fragte ich.

„Ja, Herr“, entgegnete die Alte, „wenn Sie sich bemühen wollen, im ersten Stocke, die erste Thüre rechts.

Ich dankte, ließ Johann meinen Koffer abstellen und gab ihm ein Zehnmarkstück. Er verabschiedete sich mit einem freundlichen Gruße, kam aber, nachdem er kaum ein paar Schritte gemacht hatte, rasch wieder zurück, hielt mir das Goldstück entgegen und rief:

„Entschuldigt Herr, das ist zu viel; Ihr habt Euch gewiß vergriffen.“

„Nein, nein, Johann“, entgegnete ich, „behaltet nur das Goldstück, es ist Euer wohlverdienter Lohn.“

Da faßte er meine Hand, küßte sie und entfernte sich mit einem nochmaligen herzlichen Danke. Ich stieg die Treppe hinauf und klopfte an.

Die mir wohlbekannte Stimme meines Reisegefährten rief „herein“. Beim Eintreten fand ich den Decan den Kopf in die Hand gestützt vor seinem Schreibtische sitzen. Als er mich sah, erhob er sich rasch, eilte mir entgegen und rief: „Tausendmal willkommen in Weilerau. Das ging ja rasch. Nun legen Sie ab und machen Sie sich's bequem, als wenn Sie in Ihrem eigenen Hause wären.“

Dann läutete er. Als die alte Haushälterin kam, trug er ihr auf, das Fremdenzimmer in Stand zu setzen, meinen Koffer hineintragen zu lassen und Wein zu bringen. Bald saßen wir in vertraulicher Unterhaltung zusammen. Ich erzählte ihm, was mir seit dem Abschiede von ihm begegnet war; er hörte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Als ich geendet hatte, sagte er lächelnd: „Nun, da haben Sie ja einen wahren Roman erlebt. Zugleich aber", fuhr er ernster werdend fort, „haben Sie an sich selbst erfahren, wohin wir im Reiche und namentlich in Preußen gekommen sind. Die Mißhandlungen, die Ihnen widerfuhren, galten eben dem vermeintlichen Jesuiten. Ist es nicht grausam, daß man freie Deutsche so in ihren wichtigsten Rechten verkürzt? Sind das nicht gewaltsame Zustände? Jetzt werden Sie wohl eher meinen vorgestrigen Ausführungen Glauben schenken."

„Ja gewiß," rief ich, „ich habe Ihnen schon oft für das Mißtrauen, mit welchem ich Ihre Worte aufnahm im Geiste Abbitte gethan. So hatte ich mir die Zustände nicht gedacht."

„Und doch ist das nur ein verschwindend kleiner Theil von dem, was wirklich in Deutschland seit dem Jahre 1870 schon geschehen ist und aller menschlichen Voraussicht nach noch geschehen wird. Ich bin in Gemeinden gewesen, die schon monatelang keinen Gottesdienst mehr haben. Ich habe das große Elend gesehen, in welchem so viele Familien schmachten, die der immer noch wachsenden Steuerlast erliegen, während sie noch an den Wunden kranken, die der letzte Krieg ihnen geschlagen hat. Ich denke mit Schrecken an die entsetzliche Verwilderung, die eintreten muß, wenn einmal der größte Theil der Priester vertrieben sein wird. Und bei all' dem ist noch immer kein Ende der Verfolgung abzusehen."

„Glauben Sie mir, Herr Decan, auch ich habe in diesen zwei Tagen oft über die jetzigen Verhältnisse nach-

gedacht. Und wenn sie auch an sich noch so traurig und trostlos sein mögen, für mich sind sie hoffentlich eine Quelle reichsten Segens geworden. Mir haben sie die Augen geöffnet und den Anstoß gegeben, mit meiner ganzen Vergangenheit zu brechen. Ich habe den festen Entschluß gefaßt, wieder gut katholisch zu werden und fromm und rein zu leben, wie ich es in meiner Kindheit gethan."

„Da ist es Ihnen ergangen, wie so vielen anderen unserer katholischen Mitbürger," entgegnete der Decan; „wir waren in Deutschland und namentlich in Preußen durch die scheinbare Begünstigung Seitens der Staatsregierung in eine Art Betäubung gerathen, die für unser kirchliches Leben von den schlimmsten Folgen sein mußte. Die hereingebrochene Verfolgung hat vielen die Augen geöffnet und Unzählige, in deren Herzen der Glaube fast erstorben war, wieder zu Gott und seiner heiligen Kirche zurückgeführt. Und das, lieber Freund, ist der Gewinn und zwar der große Gewinn, den wir aus den gegenwärtigen Trübsalen ziehen; ohne ihn würden die großen, mehr äußerlichen Kundgebungen katholischer Glaubenstreue, deren wir seit einem Jahre so viele erlebt haben, wenig Werth besitzen. Denn sie können wohl eine augenblickliche Begeisterung erzeugen, vermögen es aber nicht, den Christen zum muthigen Ausharren unter Leiden und Verfolgungen zu stärken; dies vermag nur die Gnade Gottes, die aber in einem sündenbefleckten Herzen nicht wohnt und nicht wohnen kann. Indessen, lieber Freund, lassen wir diese Betrachtungen für jetzt; hoffentlich werden wir uns noch ein-

gehender über dieses Thema unterhalten können. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so führe ich Sie heute Nachmittag in unsere Schwesternschule; wir feiern dort ein kleines Fest; es ist der Jahrestag der Stiftung der Anstalt.

„Mit größtem Vergnügen nehme ich Ihre Einladung an, verehrtester Freund;" antwortete ich, „ich freue mich sehr, die Wirksamkeit katholischer Ordensschwestern kennen zu lernen. Um wie viel Uhr wird die Feier beginnen?"

„Sie ist auf vier Uhr angesagt. Mit Ausnahme einiger Wohlthäter der Schule, werden nur die Schwestern und die Kinder anwesend sein. Ich halte es nemlich nicht für gut, solche theatralische Vorstellungen, wenn sie in sich auch noch so harmloser Natur sind, von den Kindern vor vielen Zuschauern aufführen zu lassen; die Eitelkeit regt sich in solch' jungen Mädchen ohnedieß schon frühe, so daß die Schwestern nicht genug wachen können: der Beifall, denn die Zuschauer bei öffentlichen Vorstellungen den im Spiele auftretenden Kindern spenden würden, könnte ihnen nur zu leicht das Köpfchen verdrehen und auf ihre ganze geistige Entwickelung den schlimmsten Einfluß ausüben."

„Da stimme ich Ihnen vollkommen bei," entgegnete ich; „in dem Pensionat, in welchem ich erzogen wurde, fanden öfter solche theatralische Uebungen vor einem größeren Publikum statt; die Folge davon war, daß mehre der talentvollsten Zöglinge sich heimlich aus dem Staube machten, zur Bühne gingen und nachdem sie sich ein paar Jahre in dem wüsten Schauspielerleben herumge-

trieben hatten, gebrochen an Körper und Geist zum Schmerze der Ihrigen in's elterliche Haus zurückkehrten. Wenn das schon bei Knaben der Fall war, wie viel näher würde da die Gefahr für Mädchen liegen, die ohnehin den Thorheiten der Eitelkeit zugänglicher sind."

„Die Art und Weise, wie wir solche Spiele hier feiern, schließt jene Gefahren so ziemlich aus," erwiederte der Decan; „die Spiele haben immer einen tief religiösen Inhalt, der erbaut; und die Abwesenheit eines größeren ungewohnten Publicums läßt den Kindern diese Spiele im Lichte einer der gewöhnlichen Schulübungen erscheinen, bei welchen die Gefahren der Eitelkeit nicht groß sind."

Da die Glocke eben zwölf schlug und zugleich die Haushälterin zum Mittagstische rief, so unterbrachen wir unser Gespräch und begaben uns in das Speisezimmer. Das Essen war einfach und wir unterhielten uns so gut, daß mir die Zeit förmlich verflog. Nach Tische führte mein freundlicher Wirth mich in seinen Garten und ließ mich dort Geschäfte halber allein, mit dem Versprechen mich um vier Uhr wieder abzuholen. Langsam schlenderte ich über die mit reinlichem Kies bestreuten Wege bis zu einer in der fernsten Ecke des Gartens belegenen wunderschönen Laube von wilden Reben, deren dichter Schatten mich zum Eintritte einlud. Im Innern befand sich ein runder Tisch mit mehreren Gartenstühlen. Auf dem Tische lag ein kleines stark verbrauchtes Büchlein. Mehr aus Neugierde, als um wirklich zu lesen schlug ich es auf; es war das Büchlein von der Nachfolge Christi; die Stelle, die ich auf-

geschlagen hatte, war das dreiundzwanzigste Capitel des ersten Buches. Ich hatte das Buch früher oft in den Händen meiner verstorbenen Mutter gesehen; sie hatte es stets auf ihrem Nähtischchen liegen und unterbrach häufig ihre Arbeit, um in ihm zu lesen. Ich selbst hatte mich nie mit ihm beschäftigt. Jetzt aber, wo meine Ansichten sich so gewaltig geändert hatten, setzte ich mich hin und begann das Capitel, das ich zufällig aufgeschlagen hatte, zu lesen. Es handelte über die Betrachtung des Todes; je länger ich las, desto aufmerksamer und nachdenklicher wurde ich; ich las das Capitel ganz durch und las es von neuem und je mehr ich mich in seinen Inhalt vertiefte, desto ernster trat mir der Gedanke an meinen eigenen Tod vor die Seele und die Frage: wenn du jetzt stürbest, wie würde es dir ergehen? drängte sich mir mit immer stärkerer Gewalt auf. Ich dachte wieder an mein vergangenes, sündhaftes Leben und ich mußte mir sagen: wenn ich jetzt stürbe, so wäre ich verloren; und zwar auf ewig verloren. Was also thun, was beginnen, um mich dauernd aus diesem Zustande heraus zu reißen? es war die nemliche Frage die mich schon am Tage vorher so gequält und beängstigt hatte. Nach langem Nachdenken kam ich zu dem Entschlusse nach dem Spiele im Schwesternhause mich meinem Wirthe ganz und gar zu entdecken und ihn um Rath und Hülfe zu bitten. Unterdessen war es Zeit geworden, in's Kloster zu gehen, und so kehrte ich in's Haus zurück, traf aber meinen Freund schon im Garten auf dem Wege mich abzuholen. Sein scharfes Auge bemerkte sofort an meinem ernsten Blicke, daß etwas

Besonderes in mir vorgehe. Er faßte mich freundlich bei der Hand, und fragte theilnehmend:

„Sie sehen ja so ernst aus, was fehlt Ihnen, lieber Wallenberg?"

„Was mir fehlt?" erwiederte ich traurig; „mir fehlt viel, sehr viel, mir fehlt das größte Glück, das der Mensch besitzen kann, der Friede der Seele."

„Nun, da gibt es, Gott sei Dank, Mittel genug, um zu helfen," sagte lächelnd der Decan, „wenn Sie meine Rathschläge befolgen wollen, so soll Ihr Sehnen mit Gottes Hülfe bald befriedigt sein."

„O, wie dankbar wäre ich Ihnen," rief ich lebhaft, „wenn Sie mir helfen wollten. Gerade eben, wo ich allein nachdenkend in Ihrer Laube saß und meine bangen Zweifel mich wieder quälten, faßte ich den Entschluß, Ihnen mein ganzes Herz zu eröffnen."

„Seien Sie nur ruhig, lieber Freund," entgegnete der Decan, „ich kenne Ihren Seelenzustand jetzt schon sehr gut, besser als Sie es ahnen können. Ich will Ihnen noch mehr sagen. Schon vorgestern, als Sie in den Waggon stiegen, war Ihr ganzes scheues Wesen, Ihr trübes Auge mir aufgefallen. Wenn man, wie ich, so lange Jahre hindurch in der Seelsorge thätig war, erwirbt man sich etwas Kenntniß von den Seelenzuständen der Menschen. Als ich deshalb Ihre, wie mir schien, ziemlich starke Gemüthserregung wahrnahm, dachte ich, es sei gut in diese aufgewühlte Erde Ihres Herzens einige Samenkörnchen besserer Gedanken zu streuen, in der stillen Hoffnung, daß sie zu guter Frucht aufgehen würden. Das lebhafte Interesse,

mit welchem Sie meinen Worten während der Fahrt folgten, vermehrte in mir noch diese Hoffnung. Freilich konnte ich nicht ahnen, daß Gott in seiner liebevollen Vorsehung Sie sobald wieder zu mir führen würde. Doch darüber wollen wir heute Abend sprechen. Jetzt ist es hohe Zeit, daß wir nach dem Kloster aufbrechen."

Ich holte rasch meinen Hut und Stock und dann machten wir uns auf den Weg. Als wir aus dem Garten auf die Straße traten, liefen uns ein paar Kinder entgegen, die meinem Wirthe freundlich die Händchen reichten, mit dem frommen Gruße „Gelobt sei Jesus Christus."

Weiter in die Straße tretend bemerkte ich mit immer wachsendem Erstaunen, wie sehr die Leute den Decan verehrten. Alles grüßte ihn freundlich und ehrerbietig. Die Kinder gaben ihm die Hände, und wo er ein paar Worte zu Jemand sprach, sah man dem Angeredeten die helle Freude aus den Augen leuchten. So ging es fort, bis wir zum Kloster gelangten, einem großen, aus Ziegelsteinen aufgeführten Gebäude. An der Thüre empfing uns die Oberin. Bei ihrem Anblicke überkam mich unwillkürlich ein Gefühl der tiefsten Verehrung. Unschuld und Seelenadel prägen sich häufig auch in den Gesichtszügen frommer Menschen aus und geben ihnen eine Art höherer Weihe, die jedem, der sich ihnen naht, bemerklich wird. So war es auch bei dieser Schwester. In ihren regelmäßigen, noch sehr jugendlichen Zügen lag eine solche Seelengröße, in ihren Augen eine solche Unschuld und Reinheit, daß ich,

hätte ich nicht das Decorum zu verletzen gefürchtet, meinen Blick nicht von ihr abgewendet haben würde. Der Decan schien meine Gedanken zu errathen und stellte mir die Schwester vor:

„Schwester Amalie, die Oberin des Klosters;" Herr Wallenberg." Wir verbeugten uns schweigend.

„Dürfte ich bitten, Hochwürdiger Herr Decan", begann jetzt die Oberin, „in den Saal zu kommen. Das Spiel kann gleich beginnen."

„Recht gern, Schwester", erwiederte dieser, und ging mir voraus die Treppe hinauf, während Schwester Amalie zurückblieb, um noch einige Anordnungen zu treffen.

Als wir oben auf dem Gange waren, flüsterte mir der Decan zu: „Wissen Sie auch, mit wem Sie gesprochen haben?"

„Mag der Name dieser Schwester sein, wer immer; jedenfalls ist sie ein Engel an Unschuld und Güte", entgegnete ich lebhaft.

„Das ist sie auch", erwiderte der Decan; in der Stadt und Umgegend kennt man sie nur unter dem Namen des „Trostengels". Sie zählt erst 24 Jahre; in der Welt hieß sie Gräfin Julie von R."

„Julie von R.", erwiederte ich erstaunt, „jene reiche Erbtochter, deren Eintritt in's Kloster seiner Zeit solches Aufsehen erregte!"

„Ganz die nämliche, Doch stille, hier sind wir an der Saalthüre. Treten wir ein."

Der Saal, der sich uns jetzt öffnete, war sehr geräumig, und in der Mitte von zwei Säulchen gestützt.

Mehr als ein Drittel desselben war mit den Kindern der Klosterschule besetzt, vor und neben welchen die Schwestern Platz genommen hatten. Der übrige Theil des Saales war größtentheils von der Bühne in Anspruch genommen, die durch einen Vorhang verdeckt war. Zwischen der Bühne und den Sitzen der Kinder stand auf einem großen Teppich eine Reihe Stühle, in ihrer Mitte ein schöner Sessel.

Als wir eintraten, erhob sich Alles von den Sitzen und aus dem Munde der Kinder erscholl ein kräftiges „Gelobt sei Jesus und Maria". „In Ewigkeit, liebe Kinder", erwiederte der Decan den Gruß und richtete an die ihm zunächst befindlichen Kinder einige herzliche Worte. Dann erschien die Oberin wieder, um ihn zu dem Sessel zu geleiten, während ich an seiner Rechten Platz fand. Die übrigen Stühle waren von drei oder vier hervorragenden Laien des Städtchens besetzt, die sämmtlich meinen Freund aufs ehrfurchtsvollste begrüßten.

Wie heißt denn der Titel des Stückes, welches aufgeführt werden wird", fragte ich den Decan, als wir Platz genommen hatten. „Ich glaube: „Eugenia"; es sind Scenen aus den Zeiten der ersten christlichen Jahrhunderte; Schwester Amalie hat das Ganze selbst verfaßt."

In diesem Augenblicke erklangen die Töne eines durch die Coulissen verdeckten Harmoniums. Nach einem kurzen Vorspiele, begann ein Chor von gemischten Stimmen das folgende Lied:

„Heiligste Nacht!
„Hast uns den Frieden
„Zur Erde gebracht.
„Menschen habt Acht!
„Freut Euch der Kunde,
„Die einst der Engel
„Mit jubelndem Munde
„Wachenden Hirten
„Zur Erde gebracht.

Darauf schwieg der Chor und eine Stimme so hell und klar, wie ein Glöckchen, setzte das Lied fort:

„Ehre dem Einen,
„Friede den Reinen,
„Wonne und Lust
„Jeglicher Brust.
„Menschliche Lippe!
„Preis' in der Krippe
„Christus den Herrn:
„Kindliches Flehen
„Höret er gern."

Ich habe schon viele schöne Stimmen in meinem Leben gehört; aber nie hat mich ein Gesang so ergriffen, wie der dieses Kindes, welches gleichsam seine ganze Seele in den einfachen Verschen heraussang. Es lag eine Begeisterung, eine Unschuld, eine Gottesliebe in diesen Klängen, die mich wahrhaft hinriß. Als es geendet hatte, begann wieder der Chor:

„Kindlein gekommen
In heiliger Nacht;
Hast deinen Frommen
Himmlische Wonne und Freude gebracht!
Lehr' uns dich lieben,
Kind Jesu, so schön,
Führ' uns dort drüben
Zu himmlischen Höh'n."

Mit den letzten Worten öffnete sich der Vorhang. Die Scenerie gewährte den Einblick in ein kleines Thal, in welchem ein ehrwürdiger Greis, in tiefes Sinnen versunken, auf einem Felsblocke saß. In den Eingang des Thälchens trat ein junges Mädchen, im reichen Kleide der römischen Patrizierinnen, ein funkelndes Diadem auf der Stirne. Zitternd vor Angst fragt sie den Greis, wo sie sich befinde; sie habe sich auf der Jagd von den Ihrigen entfernt, und nach langem Umherirren endlich einen wunderlieblichen Gesang gehört, dem sie nachgegangen sei. Die Töne hätten sie dann in dieses Thal geführt.

Der Greis hörte ihre Erzählung an und belehrte sie, daß sie in den Wohnungen der Einsiedler angekommen sei. „Aber der Gesang?" fragt die Jungfrau weiter; „ich sehe ja keine Sänger?" „Die Sänger", entgegnete der Alte, „sind die Einsiedler, die hier wohnen."

Auf die erstaunte Frage des Kindes, warum sie denn hier so einsam und fern von dem Umgange mit den Menschen in der Einöde wohnten, erzählte ihr der Greis in rührender Weise von der Geburt des Heilandes, seinem Leben, seinem Leiden und Tode, seiner Liebe zu den Menschen und der Stiftung seiner Kirche. Das Kind hört ihn verwundert und tief ergriffen zu und bittet ihn endlich, es ebenfalls zu einer Schülerin dieses göttlichen Erlösers zu machen, damit auch es in der Einöde Ihm dienen könne. Allein der Greis erinnert es, um die Festigkeit seines Entschlusses zu prüfen, an seine Eltern, stellt ihm ihren Kummer, ihre Sorgen vor,

wenn es nicht mehr zurückkehre; schildert ihm die Wuth der Verfolgung, die Grausamkeit der Todesarten, welche die Heiden über die Christen zu verhängen pflegten; jedoch Alles vergebens. „Vater, ehrwürdiger Vater", so lautet des Kindes immer wiederkehrende Bitte, „laß mich eine Tochter Jesu Christi sein." Da widersteht der Greis nicht länger seinem Flehen und spendet ihm unter Freudenthränen an der nahen Quelle die heil. Taufe. Damit schloß der erste Act.

„Nun, mein Freund", wandte sich der Decan an mich, als der Vorhang gefallen war, „wie hat Ihnen das Spiel gefallen?"

„Es hat mich tief ergriffen", entgegnete ich leise; „ich habe nur mit Mühe die Thränen zurückhalten können."

„Es ging mir ebenso", erwiederte der Decan.

Wie wunderschön hat der ehrwürdige Greis gesprochen, wie erhaben, wie begeistert; die Rolle hat doch gewiß kein Kind gespielt."

„Ei gewiß", sagte lächelnd der Decan; der Greis ist eine der Schülerinnen der oberen Klasse. Freilich hat sie an Schwester Amalie eine gute Lehrerin gehabt."

Jetzt begann die Musik von neuem:

„Süße, heißersehnte Liebe
„Meiner schwerbedrängten Seele:
„Holder Jesus stärke mich.
„Daß ich nicht der Erde Triebe
„Treulos mir zum Antheil wähle,
„Sondern dein sei ewiglich.

„Steh' mein Heiland! deine Feinde
„Stürmen wild auf mich herein!
„Denk' der Thränen, die ich weinte,
„Wenn Gebet mich dir vereinte,
„Laß mich ewig treu dir sein.

„Vater, Mutter, welche Klänge,
„Wie verwirren sie mein Herz;
„Doch ich darf nicht ihrer Schmerzen
„Achten mehr in meinem Herzen,
„Eltern! mich zieht's himmelwärts."

Der sich öffnende Vorhang zeigte ein prachtvolles Gemach, in welchem eine bejahrte Matrone tief betrübt auf einem Ruhebette saß. Es war des bekehrten Mädchens heidnische Mutter. Während sie noch im wildesten Schmerze über den Verlust ihres einzigen Kindes klagt, stürzen plötzlich Diener herein mit dem Jubelrufe, daß die Verlorene gefunden sei, und daß der Vater sie sogleich bringen werde. Wirklich erscheint bald darauf der Vater außer sich vor Freude und führt die todtgeglaubte Tochter am Arme, der jetzt auch die Mutter jubelnd entgegenstürzt. Nachdem der erste Sturm der Freude vorüber ist, erhebt sich der Vater und fordert alle Anwesenden auf, mit ihm zum Tempel zu gehen, um den Göttern ein Dankopfer darzubringen für die Rettung der Tochter. Bei diesem Befehle erblaßt die Jungfrau, sie wirft einen flehenden Blick zum Himmel, drückt ein Kreuzchen, das sie bei sich trägt, rasch an die Lippen, und spricht dann fest und muthig: „Verzeihe Vater, den Göttern kann ich nie und nimmer ein Opfer bringen; denn Opfer gehören nur dem einen wahren Gotte Jesus Christus." Bei diesen Worten

entsteht eine furchtbare Scene. Der Vater fährt blaß und sprachlos vor Zorn zurück; die Diener treten scheu mit ängstlichen Blicken auf denselben bei Seite; die Mutter aber wirft sich laut weinend auf das Sopha. Nach einigen Augenblicken des Schweigens rafft sich endlich der Vater auf, tritt auf Eugenia zu und spricht mit vor Erregung bebender Stimme:

„Kind, du hast ein Bekenntniß ausgesprochen, von welchem ich glauben will, daß es nur die Frucht einer überreizten Einbildung und augenblicklichen Laune, keineswegs aber der Ausdruck eines festen Entschlusses ist. Laß diese Thorheiten fahren! Welcher vernünftige Mensch könnte im Ernste denjenigen als Gott verehren, der am Kreuze den Tod der Verbrecher starb. Komm also! vorwärts zum Opfer."

Eugenia aber bleibt unbeweglich stehen. „Vater, ich bin Christin, ich kann und darf den falschen Göttern nicht opfern"; das ist ihre Antwort auf alles Drängen, auf alle Drohungen des immer erzürnter werdenden Vaters.

Während dessen hat die Mutter Eugeniens sich von dem ersten Schrecken, den das Bekenntniß der Tochter und der auflodernde Zorn des Vaters ihr verursacht, erholt und sieht nun mit immer steigender Bewunderung die Festigkeit, den unerschütterlichen Muth und die Glaubenstreue ihres Kindes. Die Gnade wandelt ihr ganzes Herz um, und erfüllt es mit Hochachtung und Liebe zu einer Religion, die ihre Bekenner mit solcher Standhaftigkeit ausgerüstet. Als daher der Vater durch den Widerspruch Eugeniens auf's Heftigste gereizt, dieselbe enterbt

und verstößt, sie ihrer kostbaren Kleider berauben und im Bettlergewande aus dem Hause treiben läßt, da springt die Mutter auf, bekennt sich laut zu dem Glauben ihrer Tochter und ruft ihrem Gatten zu:

„Siehe, auch ich bin Christin, auch ich bekenne den Glauben Eugeniens, und willst du sie verstoßen, so verstoße auch mich; dann folge ich meiner Tochter in's Elend und in die Verbannung."

Der heidnische Vater zuckte bei diesen Worten zusammen. Der Haß gegen den Christusglauben und die Liebe zu seinem Weibe und Kinde kämpfen sichtlich in seinem Herzen um die Herrschaft. Aber nur kurze Zeit; der Haß gegen den Glauben des Nazareners siegt; er wendet sich finster ab mit den Worten: „Dir geschehe, wie du gewollt." Er gibt den Dienern ein Zeichen, die nun auch die Mutter ihres Schmuckes berauben. Dann verlassen Mutter und Tochter Arm in Arm das eigene Haus, um in der Verbannung arm und verlassen ihrem Gotte zu dienen. Damit schloß der zweite Act.

Ich war von dem Gesehenen und Gehörten so bewegt, daß ich ganz in Gedanken versunken vor mich hinsah und keine Sylbe sprach. Auch mein Freund schwieg. Nach kurzer Zeit begann abermals der Gesang, um den dritten Act einzuleiten. Die Kinderstimme, die mich vorher so entzückt hatte, ließ sich von neuem vernehmen, während das Harmonium leise begleitete:

„Wenn die Welt mit ihren Freuden
„Dich verlassen hat und flieht,
„O, so denk in deinen Leiden,
„Daß dich Gottes Auge sieht.

„Denk, daß seiner Liebe Glühen
„Aus der Erde Leid entspringt;
„Daß nur da dir Freuden blühen,
„Wo der Name Jesus klingt.

„Auf empor in Jesu Arme!
„O, beim Heiland ist's so schön;
„Eile, daß dein Herz erwarme
„In des Himmels sel'gen Höh'n.

„Herzensfriede ist dein Streben,
„Friede, der den Sünder flieht;
„Denk', daß nur im reinen Leben
„Christi süßer Friede blüht."

Wieder erklang die Stimme des Kindes mit einer solchen Klarheit, mit einer solchen Innigkeit, daß ich ihr athemlos lauschte. Das aber, was mich in den tiefsten Tiefen meines Herzens ergriff und bewegte, das war die Wahrheit der Worte, welche das Kind in solch' seelenvollen Tönen mir zusang. Es war mir, als gälten diese Worte einzig und allein mir, als sänge das Kind nur für mich. War es ja doch dieses Sehnen nach Ruhe und Frieden, das ungestillt mich so lange Jahre gequält, und sich mir gerade in den letzten Tagen so schmerzlich fühlbar gemacht hatte. „Herzensfriede", so flüsterte ich, leise für mich die Worte wiederholend, „ist dein Streben, denk', daß nur im reinen Leben Christi süßer Friede blüht." Mein Sinnen wurde durch den dritten Act des Spieles unterbrochen, der uns den Vater Eugeniens in einem dunklen Kerker zeigte.

Aus seinen Selbstgesprächen erfahren wir, daß er von einem Neider fälschlich beim Kaiser angeklagt und von diesem dann als Hochverräther in's Gefängniß ge-

worfen worden war. Düstere Bilder ziehen an des Unglücklichen Seele vorüber; er erinnert sich der verstoßenen Gattin und Tochter, er betrachtet seine Haft als eine Strafe des unbekannten Christengottes für die Härte gegen die Seinen und wünscht die Stunde zurück, in welcher er sie grausam von sich getrieben hatte, um sie zurückzuhalten und um Verzeihung zu bitten. Endlich wirft er sich im Kerker nieder und gelobt, die Religion der Christen anzunehmen, wenn ihn Gott aus dem Gefängnisse befreien würde. Kaum hatte er sein Gebet vollendet, da klopft es vorsichtig an der Kerkerpforte; — er erschrickt; noch ein Klopfen, dann schiebt sich der eiserne Riegel zurück und mit einem leisen Schrei der Freude stürzen Gattin und Tochter auf ihn zu.

Verwundert weiß er sich nicht zu fassen; er glaubt zu träumen, allein die Umarmungen und Freudenthränen der Seinen bringen ihn bald zu sich und er fragt, wie es ihnen gelungen sei, zu ihm in den Kerker zu dringen. Mit fliegenden Worten erzählt Eugenie, daß der edle Greis, der sie bekehrt, und auch die Mutter der Religion Jesu Christi zugeführt habe, von der Gefangenschaft des Vaters gehört, verkleidet mit dem Gefängnißwärter in Verkehr getreten und denselben zum Christenthum bekehrt und getauft habe. Dann habe derselbe diese Nacht zur Flucht bestimmt, da er wie die ganze Stadt von der Unschuld des Gefangenen überzeugt sei. Gerührt dankt der Vater für diese Güte und erklärt, daß auch er jetzt bereit sei, den von ihm früher so gehaßten Christenglauben anzunehmen. Jubelnd vernehmen Gattin und Tochter diese Nachricht; sie rufen

den Gefängnißwärter und den heiligen Greis herbei, die sich der Freude der glücklichen Familie anschließen. Zum Schlusse endlich knieen alle zusammen auf der Bühne nieder, um Gott zu danken, der sie so gnädig zur Erkenntniß der Wahrheit geführt hatte. Damit schloß das rührende Spiel.

Als der Vorhang gefallen war und wir uns erhoben hatten, richtete der Decan noch einige herzliche Worte an die versammelten Schwestern und Kinder, die ihn ehrfurchtsvoll umstanden. Während er sprach, trat ich leise weg an das geöffnete Fenster, um freier und ungestörter meinen Gedanken nachhängen zu können. Mein Herz war zum Zerspringen voll. Beim Anblicke dieser unschuldigen Kinder, denen das Glück aus den Augen strahlte, der Schwestern, deren Züge rein, wie die der Kinder, keine Wolke innerer Seelenqualen zeigten, des Decans, dessen väterliches Antlitz die selige Zufriedenheit verrieth, die ihn, den treuen Seelsorger, unter seiner Heerde erfüllte; bei diesem Anblicke gedachte ich der Zerrissenheit meines Herzens und der qualvollen Unruhe, deren Beute ich nun schon so lange gewesen und ich hätte laut aufweinen mögen, daß ich dieses Glück, das auch ich in meiner Kinderzeit genossen, von mir geworfen und preisgegeben hatte. Jetzt, wo diese Stürme vorüber sind, wo ich die Ruhe des Herzens wiedergefunden, kann ich mich kaum mehr in jene Zeit zurückversetzen; nur die eine Erinnerung ist mir geblieben und wird mir auch stets bis zu meinem Tode bleiben, daß ein solcher Seelenzustand namenlos qualvoll ist.

Nachdem ich so einige Zeit träumerisch in die Abendlandschaft geblickt hatte, nahte mir der Decan mit der freundlichen Bitte, ihm nach Hause zu folgen. Schwester Amalie begleitete uns bis zur Thüre, wo wir uns herzlich verabschiedeten.

„Nun, mein lieber Wallenberg", begann der Decan, „welchen Eindruck hat die Feier in Ihnen hervorgebracht?"

„Freude und Trauer", entgegnete ich seufzend; „die Lust der Kinder war so rührend schön; aber sie mahnte mich an die Jahre meiner Kindheit, in welcher ich dasselbe Glück genossen, ein Glück, das ich leider verscherzt habe. Und das thut mir so unaussprechlich weh. O, könnte ich mir diese Kindesruhe wieder erkaufen, welche Opfer wollte ich bringen! Aber ach, ich weiß nicht, ob Gott mir sie nochmals schenken wird" —

„Glauben Sie mir, verehrter Freund", fiel mir der Decan mit Wärme in die Rede, „daß Sie diese Ruhe wieder erlangen können und wieder erlangen werden, wenn Sie nur wollen. Gott ist unendlich gut. Folgen Sie meinem Rathe und begeben Sie sich in's Kloster Friedenthal, um dort einige Tage in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen; legen Sie bei einem der Herrn Patres eine aufrichtige Beichte über Ihr vergangenes Leben ab, ordnen Sie Ihr zukünftiges Verhalten nach seinen Rathschlägen, und halten Sie sich versichert, daß Sie die Ruhe des Herzens, die Sie jetzt so sehr vermissen, wieder finden werden."

„Ja beichten", erwiederte ich, „könnte ich mich dazu entschließen; wie oft habe ich in diesen Tagen das

nemliche gedacht; allein eine innere Angst schreckt mich stets davon zurück."

„Ich begreife es", erwiederte mein Freund, „daß es Sie Ueberwindung kosten wird; allein der innere Frieden, die Ruhe der Seele, welche der würdige Empfang des hl. Bußsacramentes dem Menschen wiedergibt, ist so groß und schön, daß ihm gegenüber jedes, auch das größte Opfer gering erscheinen muß."

Unterdessen waren wir wieder im Pfarrhause angekommen. Im Hausgange händigte die alte Dienerin meinem Freunde ein großes Schreiben mit dem Siegel der Regierung ein. Der Decan trat in das Speisezimmer und erbrach es hastig; aber während er es las, überflog eine Leichenblässe seine Wangen, so daß ich erschrocken nach dem Inhalte fragte. Er reichte mir es wortlos hin; es enthielt eine Verfügung der Regierung, welche die Schwesternschule ein für allemal aufhob.

„Aber das ist ja entsetzlich", rief ich entrüstet, indem ich meinem Freunde das Papier zurückgab; „was haben denn die Schwestern verbrochen; wie kann und darf man eine so blühende, so segensreich wirkende Schule zerstören? Sie werden doch gegen diese Verfügung remonstriren, Herr Decan."

„Es wird wenig helfen", gab dieser traurig zur Antwort. „Ich habe diese Maßregel schon seit lange gefürchtet. Unsere Schule hat sich von allen, die in dieser Gegend bestanden, am längsten gehalten. Es war nicht zu erwarten, daß bei ihr eine Ausnahme statt-

finden würde. Die liebe Mutter Gottes wolle die armen, verlassenen Kleinen bewahren."

„Nein", rief ich heftig, „bei dieser Verfügung kann und darf es nicht bleiben. Wenden Sie sich direkt an Se. Majestät den König. Er hat ein Herz für seine Unterthanen; ich weiß es, ich bin gewiß, daß er mit dem Schicksale der Kinder Mitleid haben wird."

„Das glaube ich auch, wenn er allein regierte. Allein das System fordert diese Opfer; er kann nicht thun, wie sein Herz es ihm räth. Die Schule ist vernichtet und mit ihr die Frucht langjähriger Mühen und Sorgen. Großer Gott, das Opfer, das du mir auferlegst, ist hart, sehr hart. — Dein Wille geschehe." —

Er ging einige Male schweigend in dem Zimmer auf und ab, während ich meinem Zorne und Aerger freien Lauf ließ. Dann blieb er vor mir stehen und sagte im Tone tiefsten Schmerzes:

„Sehen Sie, lieber Herr Wallenberg, das ist es, was mich in dem Sturme, der jetzt über uns Katholiken hinbraust, mit am meisten schmerzt; die Art und Weise, wie man die Schöpfungen langer Jahre mit einem Federstriche zu Boden wirft und vernichtet. Welche Opfer haben wir gebracht seit den achtundvierziger Jahren, wo die Kirche wieder einige Freiheit zu genießen begann! Mit welcher Begeisterung, mit welcher freudigen Opferwilligkeit haben die Katholiken, selbst die Aermsten, ihr Scherflein beigesteuert, um die Anstalten zu gründen, die bisher unser Stolz waren und die eine Quelle reichsten Segens für unser Volk geworden sind. Klöster, Wallfahrtskirchen, Seminarien und Schulen, für welche

Bischöfe und Priester ihre letzten Ersparnisse gegeben, die sie nur unter unsäglichen Kämpfen und Mühen in's Dasein gerufen, sie müssen jetzt unter der Herrschaft einer gottentfremdeten Partei zusammenbrechen. Die Gotteshäuser stehen verlassen, die Klöster verödet und in ihren Schulsälen, die ehedem Bildung und Gesittung unter unserem Volke verbreiteten, ist es jetzt todt und still. Die armen Kinder sind verwahrlost, nach allen Richtungen hin zerstreut, ohne Schutz, ohne Stütze, allen Versuchungen des Lasters preisgegeben; fast dreitausend Schulen stehen leer in Preußen und dennoch ergehen noch immer neue Edicte, welche unsere christlichen Lehrer und Lehrerinen aus den Schulen verjagen. Und warum alles dies? Was haben diese Ordensleute verbrochen? Haben sie nicht gelebt wie Heilige, still und einfach nur Gott und der Erfüllung ihrer Pflicht geweiht? Wirkten sie nicht als sichtbare Schutzengel unter uns? hängt nicht unser ganzes katholisches Volk mit innigster Verehrung ihnen an? Betrachten Sie, mit welch' unbegrenzter Liebe die Kinder in den Schwesternschulen ihren Lehrerinen ergeben sind; blicken Sie in diese unschuldigen Kinderaugen, aus welchen eine engelgleiche Reinheit Ihnen entgegenlacht, weil Engel an Reinheit sie beschützen; und dann fragen Sie sich, welch ein Gericht dereinstens von Gottes Hand über diejenigen ergehen muß, welche die Schuld tragen, daß diese Kinderunschuld hinausgeschleudert wird in die Verführungen der Welt, in welcher sie so oft auf das Schändlichste gemordet wird.

Und eine Partei, die so in unserm Vaterlande haust, die von Gau zu Gau ihren Glauben und Sitten gleich

gefährlichen Principien Geltung verschaffend überall die Bollwerke der Unschuld zerstört, die wagt es, von Religion und Sittlichkeit zu sprechen und sich zu rühmen, aus unserm Volke ein Volk der Gottesfurcht und frommen Sitte gemacht zu haben?

Ja! ich sehe ein Verderben gegen uns heranziehen, das riesengroß unser Volk zermalmen und die deutsche Erde mit Strömen von Blut tränken wird, damit die Frevel gesühnt werden, die seit Jahren an unserm Volke begangen worden sind. Doch wozu hilft dieses Klagen? Wozu den Blick auf den Jammer der Zukunft richten, während das Elend und die Noth der Gegenwart selbst so gewaltig unsre ganze Kraft erfordert. Verzeihen Sie, lieber Wallenberg, diesen Ausbruch meiner Trauer, der Schmerz ist zu groß. Wenn Sie wüßten, wie groß die Liebe eines Seelsorgers zu der ihm anvertrauten Heerde ist, dann würden Sie ihn begreifen, würden Sie Mitleid mit mir haben."

Ich hatte während dieser ergreifenden Rede meines Wirthes stumm und unbeweglich dagestanden. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf den schlichten einfachen Priester gerichtet, der in seinem tiefen Schmerze, wie in wunderbarer Größe, vor mir stand. Mein anfänglicher Zorn hatte nach und nach einer immer weicheren Stimmung Platz gemacht; es war mir, als ob das ganze Leid dieses Mannes, der meinem Herzen so nahe getreten war, in meine eigene Brust hineingezogen sei, und der Gedanke, einer Partei angehört zu haben, die Solches an den heiligsten Interessen unseres Volkes ver-

schuldet, schnürte mir die Brust zusammen. Wie nichtswürdig, wie erbärmlich standen ich und meine Gesinnungsgenossen mit unsern Phrasen von Patriotismus und Liebe zu unserm Volke diesem schlichten Priester gegenüber, der nur für Gott und das ewige Heil unsterblicher Seelen begeistert, in heiligem Schmerze über das sittliche Elend klagte, welches die Feinde jeder Ordnung, jeder Tugend über die deutsche Erde gebracht hatten. Was sollte, was konnte ich ihm antworten? Ich faßte seine Hand, drückte sie mit Inbrunst und erwiederte:

„Verehrtester Freund, mein Herz ist schmerzlich bewegt, wie das Ihrige. O, hätte ich früher gewußt, was ich jetzt erfahren!"

Ich fühlte, daß ich gut daran thun würde, meinen Freund mit sich allein zu lassen, und verabschiedete mich deshalb bald, nachdem wir zu Nacht gegessen, um auf meinem Zimmer allein für mich über das, was ich nun beginnen wollte, nachzusinnen.

Die Worte meines Wirthes: „Begeben Sie sich in's Kloster Friedenthal, um dort einige Tage in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen; legen Sie eine aufrichtige Beichte über Ihr vergangenes Leben ab und Sie werden die Ruhe des Herzens wieder finden!" diese Worte kehrten in mein Gedächtniß zurück und ich ging mit dem festen Entschlusse zur Ruhe, schon am folgenden Tage Friedenthal aufzusuchen.

Und ich blieb meinem Vorsatze treu. Von den Segenswünschen des Decans begleitet, reiste ich am andern Tage ab und traf am Abende wohlbehalten im Kloster

ein. Die Mönche nahmen mich mit der größten Liebe und Zuvorkommenheit auf. Ich blieb acht Tage bei ihnen. Was dort zwischen mir und Gott vorging, das zu beschreiben, erlassen Sie mir, verehrtester Herr Pfarrer. Ich bin heute überglücklich mit einem Herzen voll Dankes gegen den Herrn und seine heilige Mutter zurückgekehrt. Was ich in den Tagen meines Aufenthaltes im Kloster Friedenthal mir vorgenommen, das habe ich gleich nach meiner Ankunft hier ausgeführt; ich eilte zum Grabe meiner verstorbenen Eltern, um sie für mein vergangenes Leben um Verzeihung zu bitten. Es drängte mich gewaltsam hin zu diesem mir so theuren Grabe, das ich lange Jahre hindurch im Bewußtsein meiner schweren Schuld gemieden hatte. Und wenn ich auch den kalten Stein mit heißen Reuethränen benetzte, so erfüllte dennoch ein Gefühl unaussprechlichen Trostes mein Herz, das Gefühl, wieder auf der richtigen Bahn zu sein, die mich, wenn ich sie bis zu meinem Lebensende treu wandele, mit dem ernsten Vater, mit dem lieben Mütterchen im Himmel auf ewig vereinigen wird. Meinen edlen Freund und Wohlthäter in Weilerau habe ich auf dem Rückwege nicht besucht; der Drang, als reuiger Sohn an dem Grabe meiner todten Eltern Verzeihung zu erflehen, die Sehnsucht, unter der Bevölkerung dieser Stadt, der ich so vieles Aergerniß gegeben, als gebesserter Mensch die Vergangenheit wieder gut zu machen und vor allem der Wunsch, Sie, hochwürdiger Herr Pfarrer, dem ich so vielen Kummer bereitet, um Verzeihung zu bitten, trieb mich unwiderstehlich zurück, und wenn ich nun Sie, mein Vater, aus vollster Seele

um Verzeihung bitte, so werden Sie gewiß meine Bitte nicht unerhört lassen."

In den Augen des greisen Priesters, der der Erzählung Wallenbergs ohne Unterbrechung bis zum Schlusse mit vollster Aufmerksamkeit gefolgt war, standen Thränen der Rührung.

„Ob ich Ihnen verzeihe, mein Sohn", rief er bewegt, „wie könnten Sie daran zweifeln? Sie haben ja durch Ihre aufrichtige Rückkehr Alles reichlich wieder gut gemacht."

Dann warf er sich vor seinem Crucifixe auf die Knie und betete und dankte Gott, daß er ihm das Glück zu Theil hatte werden lassen, das verirrte Schäflein wieder zum Hirten zurückkehren zu sehen. Wallenberg, ebenfalls auf Tiefste gerührt, kniete neben ihm nieder und betete mit. Erst als die Thurmglocke die Mitternachtsstunde verkündete, trennten sich beide. Das Band der Liebe Jesu Christi war zwischen dem Priester und seinem geistigen Sohne wieder festgeschlungen.

Fünftes Kapitel.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Seitdem der junge Wallenberg von seiner Reise zurückgekehrt war, gerieth seine alte Dienerin Margarethe aus einem Erstaunen in's andere. Sie war bei seiner Geburt zugegen gewesen, und hatte ihn seit jener Zeit mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit geliebt. Nachdem die beiden Eltern des Knaben gestorben waren, lebte sie mehrere Jahre hindurch in dem Hause allein als Hüterin desselben. Als dann Wallenberg aus dem Pensionate, in welches ihn sein Vormund gesandt hatte, zurückkehrte, führte ihm die alte Dienerin selbstverständlich die Hauswirthschaft, und der junge Mann hatte alle Ursache, mit der ihm so treu ergebenen Frau zufrieden zu sein. Je mehr er sich aber seinen jugendlichen Verirrungen hingab, desto barscher und rauher wurde er gegen dieselbe, die ihrerseits, in ihrer tiefen Frömmigkeit den größten Schmerz über das gottvergessene Leben ihres jungen Herrn empfand, ohne daß sie es jedoch gewagt hätte, ihm ernste Vorstellungen dieserhalb zu machen, da sie von der Nutzlosigkeit derselben im Voraus überzeugt war. Bis zum Tage der Abreise Wallenbergs hatte sie sein rauhes Benehmen in schweigender Geduld ertragen. Allein als

derselbe an jenem Tage so weit ging, sie in seinem Zorne „alte Gans" zu nennen, da meinte sie, sie könne eine solche Behandlung nicht mehr länger ertragen. Eine Zeit lang glaubte sie, ihr junger Herr sei nicht recht bei Sinnen gewesen; als sie aber sah, daß dies nicht der Fall sei, da fühlte sie einen so großen Kummer in ihrem Herzen, daß sie in den ersten Tagen nach seiner Abreise viele Thränen vergoß und ganz untröstlich war. Dann hatte sie sich alle Wohlthaten in's Gedächtniß zurückgerufen, die sie Wallenberg von seiner Kindheit an erwiesen, und hatte beschlossen, ihn in Zukunft, wie sie sich einer vertrauten Freundin gegenüber geäußert hatte, mit großer Zurückhaltung zu behandeln, damit er seinen Undank und sein Unrecht einsehen lerne. Allein wie dies anfangen? Das erste, was sie thun müsse, bestand ihrer Meinung nach darin, daß sie eine ernste, strenge Miene annehme. Sie stellte sich deshalb oft vor den Spiegel, um eine passende zu finden; allein es wollte ihr nicht gelingen. Die Eine schien ihr zu streng; denn sie hatte ja Wallenberg, obwohl er sie „alte Gans" genannt, in tiefster Seele lieb; die andere war zu nichtssagend; die dritte zu freundlich; kurz, diese Art, ihrer beabsichtigten großen Zurückhaltung Ausdruck zu verleihen, erschien ihr nachgerade unausführbar. Sie mußte daher etwas anderes ausfindig machen, und kam endlich zu dem Entschlusse, ihrem jungen Herrn bei seiner Rückkehr in einer längeren Rede alle ihre Verdienste um ihn auseinander zu setzen, und ihm so das große Unrecht, das er ihr angethan, begreiflich zu machen. Nach einigen Tagen war sie mit den Vorbereitungen zu dieser Rede im Reinen.

Allein, als wieder mehrere Tage verflossen waren, gewann die Sehnsucht nach Wallenbergs Rückkehr so sehr in ihrem Herzen die Oberhand, daß sie gar nicht mehr an die Rede dachte, und mit Schmerzen auf seine Ankunft harrte. Endlich erhielt sie eine Postkarte mit der Angabe des Tages und der Stunde der Wiederkehr. Nun fiel ihr auch die Rede, die sie halten wollte, wieder ein und sie recitirte sie mehreremale auf ihrem Zimmer und wurde dabei schon im Voraus so gerührt, daß sie an der Wirkung derselben gar nicht zweifeln konnte. Nach langem Warten schlug die ersehnte Stunde, und sie stellte sich mit möglichst ernstem Gesichte im Hausgange auf. Da wird die Glocke gezogen; gemessenen Schrittes geht sie zur Thüre, öffnet und will schon beginnen; allein Wallenberg schneidet ihr alles ab, indem er ihr mit der herzlichsten Miene die Hände reicht und ausruft:

„Gott Dank, liebe Margareth, da bin ich wieder glücklich zu Hause. Bist du auch gesund geblieben?“

Bei den Worten „liebe Margareth“, die sie seit langen Jahren nicht mehr aus Wallenbergs Munde vernommen hatte, glättete sich das Gesicht der Alten sofort; das klang ihr, wie angenehme Musik in den Ohren und Strafrede, Groll und „alte Gans“ war mit einemmale so vergessen, daß sie überglücklich antwortete: „O ja, Herr Wallenberg, ich bin ganz gesund und wenn ich's nicht wäre, dann würde ich vor lauter Freude über Ihre glückliche Wiederkehr gesund.“

„Das ist mir lieb, Margareth,“ entgegnete Wallenberg lächelnd, „ich bin auch gesund und recht froh und glücklich. Der liebe Gott hat meine Reise reich gesegnet.

Und nun sei so gut und trage diese Sachen auf mein Zimmer; denn ich will sogleich auf den Friedhof zum Grabe meiner theuren Eltern gehen, um dort mein Gebet zu verrichten, und dann will ich dem Herrn Pfarrer einen Besuch machen." Damit drehte sich Wallenberg um, und verließ wieder das Haus. Die Alte schaute ihm in stummer Verwunderung nach.

„Sei so gut — liebe Margareth — zum Grabe meiner theuren Eltern — beten — den Herrn Pfarrer besuchen —" wiederholte sie leise; „was ist das? was ist da vorgegangen?"

Ihr Staunen wuchs, als sie in Wallenbergs Ueberrock das Büchlein von der Nachfolge Christi und ein kleines Kreuzchen fand; Dinge, die so wenig mit dem Leben in Einklang standen, welches Wallenberg bis dahin geführt hatte; er, der Altkatholik geworden und jahrelang das Grab seiner Eltern, die Kirche, das Pfarrhaus gemieden hatte. War ihr Herr bekehrt, wer hatte ihn bekehrt? Wie war es gekommen? diese Fragen beschäftigten sie, bis sie einschlief.

Der folgende Morgen brachte ihr neue Ueberraschungen; als sie gegen halb 7 Uhr Wallenberg wecken wollte, fand sie die Thüre zu seinem Schlafzimmer offen. Der junge Herr war also schon ausgegangen. Nach Verlauf einer halben Stunde, als sie kaum mit der Ordnung des Zimmers zu Ende war, kam er zurück, und rief ihr schon in der Zimmerthüre ein „guten Morgen, Margareth," zu. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Dann öffnete derselbe seinen Koffer und gab ihr mit den Worten:

„Da habe ich dir etwas von der Reise mitgebracht," einen Alabasterrosenkranz, zwei schöne Medaillen und ein großes Gebetbuch mit vielen Bildern. Die Alte stand in stummer Verwunderung vor ihm.

„Du wunderst dich, Margareth, daß ich dir solche Geschenke mitbringe. Danke mit mir dem lieben Gott, daß er mir einen Lichtstrahl seiner Gnade gesandt und mich von meinen bösen Wegen zum Glauben zurückgeführt hat. Jetzt will ich wieder fromm und brav leben, wie ich als Kind bei Lebzeiten meiner guten Eltern war. Ich komme eben aus der heil. Messe."

Da fand die Alte endlich wieder Worte und rief:

„Gott sei gelobt und gepriesen, Herr Wallenberg, daß Sie wieder gut sein wollen; jetzt will ich Ihnen aber auch mit Freuden bis an meinen Tod dienen."

Dann lief sie fort, trug ihre Geschenke auf ihr Zimmer, brachte strahlend vor Freude das Frühstück und meinte, jetzt sei die Welt noch einmal so schön.

Nachdem Wallenberg gefrühstückt hatte, suchte er aus seinen Büchern alle gegen die Kirche und besonders gegen die Unfehlbarkeit des Papstes gerichteten Schriften hervor und ließ sie verbrennen; das gleiche Schicksal bereitete er den Briefen, die ihm von altkatholischer Seite zugegangen waren. Margareth mußte die profanen Bilder, welche die Wände seiner Zimmer bedeckten, auf den Hausboden tragen. Dann hing er die altehrwürdigen Heiligenbilder, die seine Eltern besessen, wieder an ihre alte Stelle. Nachdem dies Alles geschehen, setzte er eine Erklärung auf, in welcher er seinen Abfall zu der neuen Secte widerrief, seine Rückkehr zum katholischen Glauben

kund that, und seine Mitbürger für das von ihm gegebene Aergerniß um Verzeihung bat. Mit dieser Erklärung begab er sich zum Pfarrer, um sie ihm zur Prüfung vorzulegen und sie dann der Redaction des Localblattes zur Veröffentlichung zuzustellen.

Der alte Pfarrer empfing seinen Schützling mit der größten Herzlichkeit. Der Widerruf, den Wallenberg ihm vorlas, gefiel ihm wegen der Wärme und Ueberzeugung, die aus ihm sprach, sehr wohl. „So ist's recht, mein Sohn," sagte er; „wer offen und frei seinen Irrthum bekennt, und zur Wahrheit zurückkehrt, der hat die Achtung eines jeden ehrlichen Mannes für sich. Nur muthig voran. Gott ist mit Ihnen."

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, verehrter Herr Pfarrer," entgegnete Wallenberg, „daß mir diese Erklärung nicht die mindeste Ueberwindung gekostet hat. Im Gegentheile, sie war und ist mir ein Herzensbedürfniß. Ich habe viel wieder gut zu machen; und freue mich sehr, meine große Schuld wenigstens theilweise abtragen zu können, Dann aber habe ich noch eine Bitte. Ich gehörte bis jetzt einem Vereine von Männern an, welche der katholischen Kirche den Rücken gekehrt hatten, und möchte deßhalb, um auch hierin meine Besserung zu zeigen, in den hiesigen katholischen Verein eintreten, der unter Ihrer Leitung steht!"

„Mit der größten Freude, mein Sohn, sollen Sie aufgenommen werden," erwiederte der Pfarrer, „und da ich selbst die abendlichen Vereinsversammlungen meines Alters wegen nicht mehr zu besuchen pflege, so will ich heute noch meinen Stellvertreter, Herrn Kohle, anweisen,

auf morgen Abend 8 Uhr die Versammlung zusammenzuberufen und Sie aufzunehmen. Es wird dann wohl das Beste sein, wenn Sie etwa einige Minuten vor 8 Uhr Herrn Kohle, der Ihnen ja wohlbekannt ist, aufsuchen, und mit ihm zum Vereinslocale gehen. Ich bin überzeugt, daß die katholischen Männer Sie mit der größten Liebe aufnehmen werden. Und es trifft auch sehr gut zusammen, wenn morgen frühe Ihre Erklärung erscheint und Sie morgen Abend in den katholischen Männerverein eintreten."

Wallenberg dankte dem Pfarrer herzlich für die Gewährung seiner Bitte und verabschiedete sich sodann, um für die Veröffentlichung seines Widerrufes die nöthige Sorge zu tragen.

Am Abende des nemlichen Tages herrschte in dem Versammlungssaale der Altkatholiken im „Russischen Hofe" große Bewegung. Es waren zwei Gäste angekommen, welche mit den Vereinsgenossen einen vergnügten Abend verbringen wollten. Der eine von Beiden war ein „altkatholischer" Priester aus dem Auslande, der andere der unsern Lesern wohlbekannte Herr Brodmann aus K. Die Gesellschaft, die aus ungefähr zwanzig, meist den höheren Ständen angehörenden Personen bestehen mochte, war in heiterster Laune. Besonders that sich der ausländische „Herr Pfarrer" durch seine derben Scherze hervor, die von der Gesellschaft jedesmal mit schallendem Gelächter aufgenommen wurden. Auch Herr Brodmann war sehr gesprächig und beschrieb seinen Genossen mit allerlei wüsten Ausfällen gegen die katholische Kirche sein

letztes Abenteuer, den Jesuitenfang. Er erzählte, wie er von dem Polizeiinspector vernommen, daß man einen Jesuiten mit der Bahn erwarte, daß derselbe sofort arretirt und dann mit Gewalt über die Reichsgränze gebracht werden solle. Er habe sodann seine Fabrikarbeiter und andere taugliche Subjecte losgelassen, die dann auch den Mann gehörig empfangen hätten. Leider aber habe man einen Fehlgriff gethan, denn der von dem Gensdarmen am Bahnhofe verhaftete Reisende sei kein Jesuit gewesen, sondern ein unbetheiligter Fremder Namens Wallenberg, der durch diese Verwechselung eine Nacht im Gefängnisse habe zubringen müssen und erst am anderen Morgen, nachdem man seine Unschuld erkannt, in Freiheit gesetzt worden sei.

Bei dem Namen Wallenberg wurde die Gesellschaft stutzig.

„Wallenberg"? rief der Eisenbahnwerkmeister Birkenstiel; „alle Wetter, wo steckt denn unser Wallenberg? ich habe ihn seit mindestens acht Tagen nicht mehr gesehen."

„Wallenberg wird auf Reisen sein," rief Dr. Königsheim; ich habe ihn vor ungefähr zehn Tagen so nervös aufgeregt in der neuen Anlage getroffen, daß ich ihm dringend eine Erholungsreise anrieth; ein Rath, welchen er auch zu befolgen versprach und zwar so eilig, daß er im Sturme nach Hause rannte. Seit jenem Tage habe auch ich ihn nicht mehr zu Gesichte bekommen."

„Donner und Doria, Brodmann," rief jetzt der Präsident des Vereines, Justizrath Hebenfeld, „da hätten Sie etwas Schönes angefangen, wenn Sie den Wallenberg als Jesuiten versehen, ausgeheult und in's Gefäng-

niß gesperrt hätten. Das könnte böse Folgen haben. Ich kenne den Hitzkopf; er wäre im Stande, uns allen den Rücken zu wenden und am Ende gar wieder katholisch zu werden. Direct schaden könnte er uns zwar durch so einen Streich nicht, aber, aber, jetzt ein Rücktritt — das wäre fatal —"

„Nein, nein, Wallenberg darf nicht austreten;" schrieen mehrere Stimmen zugleich; „das muß um jeden Preis verhütet werden."

„Hören Sie, Brodmann," fragte der Präsident den Fabrikherrn, „wie sah denn Ihr vermeintlicher Jesuite aus? Beschreiben Sie uns ihn. Vielleicht war es ein anderer Wallenberg."

„Hm! wie er aussah," entgegnete der Gefragte verlegen, „genau weiß ich es nicht anzugeben, denn ich habe mich natürlich nicht persönlich an der Scene betheiligt; ich sah ihn nur flüchtig vom Fenster aus, als er vorüber geführt wurde. So weit ich mich erinnere, war es eine lange, hagere Gestalt, mit Adlernase und blassen, eingefallenen Zügen, kurz er sah aus —

„Es war ganz gewiß Wallenberg," unterbrach ihn der Präsident; „hatte er nicht ganz schwarze Kleider und auf der linken Wange eine Narbe?"

„Ganz so ist's", bestätigte Brodmann, „da habe ich allerdings in der besten Absicht von der Welt einen kreuzdummen Streich gemacht. Will einem Jesuiten eins auf's Fell brennen und erwische einen unserer Brüder. Aber, Freunde, ich glaube, daß Ihr zu viel Wesens aus der leidigen Sache machet; Wallenberg wird die Affaire nicht so ernst aufgefaßt haben, und sollte er sich wirklich

mit dem Gedanken tragen, uns zu verlassen, so werden wir, denke ich, auch Mittel genug finden, ihn wieder zur Vernunft zu bringen."

Der Fabrikherr hatte seinen Satz kaum beendigt, da wurde der Präsident in ein Nebenzimmer gebeten, da Jemand ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Hebenfeld eilte sofort hinaus, kehrte aber nach ganz kurzer Zeit wieder zurück und rief schon unter der Thüre in ärgerlichem Tone: „Da haben wir's; ganz wie ich vermuthet hatte. Wallenberg ist durch die Geschichte so in Harnisch gebracht worden, daß er mit Sack und Pack in's andere Lager übergegangen ist. So eben bringt mir ein Bote folgendes Briefchen vom ersten Setzer in der Actiendruckerei:

Sehr geehrter Herr Justizrath!

„In der Hoffnung, Ihnen einen Dienst zu leisten, „benachrichtige ich Sie hierdurch in Eile, daß Herr „Wallenberg heute Vormittag eine Erklärung zum so„fortigen Abdrucke im „Volksblatte" mir persönlich über„bracht hat, in welcher er seinen Austritt aus der „altkatholischen Kirche, und seine Rückkehr zum Papst„thum ꝛc. erklärt. Ich habe, um Ihnen Zeit zu las„sen, einem Scandale wo möglich vorzubeugen, die „Erklärung verlegt, so daß sie in der nächsten Num„mer des Volksblattes noch nicht abgedruckt werden „wird."

Mit ergebenster Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

M. d. 28sten Juli 1874. gehorsamster Diener

Lautscheck.

„P. Sept. So eben vernehme ich noch von einem „meiner Collegen, daß Wallenberg morgen Abend schon „als Mitglied in den „katholischen Männerverein" „aufgenommen werden soll.

D. O.

Hebenfeld warf den Brief mit einem kräftigen Fluche auf den Tisch und fragte zornig;

„Was nun anfangen?"

Die ganze Gesellschaft war bei dem Verlesen des Briefes vollständig verstummt; einer sah den andern fragend an und man konnte in aller Zügen die Bestürzung lesen, in welche sie die in dem Briefe enthaltene Nachricht versetzte. Sie fühlten es, daß der Uebertritt des jungen, unabhängigen reichen Mannes der altkatholischen Sache in M. einen empfindlichen Schlag versetzen mußte.

Nach einigen Minuten tiefen Schweigens erhob sich der uns bekannte Arzt Dr. Königsheim und bemerkte bedächtig:

„Meine Herren! die Sache liegt allerdings bedenklich, und so leicht läßt sich da nicht helfen. Indessen einen Versuch müssen wir doch wagen; und ich glaube, daß ich einen geeigneten Plan gefunden habe. Ich dächte, wir verfahren nach dem alten medizinischen Grundsatze: „contraria contrariis curantur."

Die Augen der Anwesenden richteten sich erwartungsvoll auf den Sprecher, der still für sich hinlächelte und schwieg.

„Nun, Königsheim," wandte sich der Präsident an den Arzt, wenn Sie denn Rath wissen, so theilen Sie

ihn mit. Was Sie bis jetzt gesagt, ist uns vollkommen unverständlich."

„Nur Geduld, meine Freunde," entgegnete Königsheim; „ich glaube, mein Plan ist gut. Also dem Briefe des Setzers zufolge soll Wallenberg morgen Abend in den katholischen Verein eingeführt werden; und die Ursache dieses Umschlages in seiner Gesinnung ist die Behandlung, die ihm als einem verkappten Jesuiten in K. widerfahren ist. Wenn wir es nun fertig bringen könnten, daß er morgen in dem katholischen Vereine eben so übel empfangen würde, daß die Ultramontanen ihn noch mehr verletzten, dann würde er sich wohl auch von ihnen zurückziehen. Und wenn dann unser Freund Brodmann, der eigentlich, wenn auch ohne böse Absicht, das ganze Malheur verschuldet hat, mit dem einen oder andern von uns zu ihm ginge, ihm das Versehen erklärte, eventuell um Entschuldigung bäte, und ihn mit dem andern gehörig bearbeitete, dann meine ich, würde es uns wohl gelingen, ihn wieder hierherzuziehen. Und haben wir ihn wieder hier, dann wollen wir schon dafür sorgen, daß er nicht zum zweiten Male den Abfall versucht."

Die Gesellschaft nickte dem Sprecher beifällig zu."

„Aber wie sollen wir es anfangen, um den katholischen Verein gegen ihn aufzuhetzen?" warf Hebenfeld hastig ein; „wenn der Pfarrer ihn einführt, dann wird er gewiß mit Jubel begrüßt werden."

„Das dürfte wohl kaum geschehen," entgegnete Birkenstiel; „der Pfarrer ist hochbejahrt und pflegt Abends

nicht mehr auszugehen; er müßte denn zu Kranken gerufen werden."

„Sollte er nicht zu Gunsten Wallenbergs eine Ausnahme machen?" bemerkte Hebenfeld.

„Hm!" meinte Königsheim; „wenn wir alle Möglichkeiten in's Auge fassen wollen, werden wir nie zu einem Entschlusse kommen."

„Ja, aber nun die Hauptsache," riefen mehrere; „wie die Ultramontanen mißtrauisch gegen ihn machen?"

„Das läßt sich dadurch leicht erreichen," erklärte Königsheim, „daß wir durch einen aus ihrem Vereine die Nachricht ausſprengen lassen, die ganze Bekehrung Wallenbergs sei erheuchelt; er sei nur als unser Spion ausgesandt, um ihre Versammlungen zu überwachen. Und eine solche Behauptung wird ihnen gar nicht so unwahrscheinlich klingen; denn auch mir ist die Nachricht von der sogenannten Bekehrung Wallenbergs ein wahres Räthsel; und wenn ich auch an der Thatsache seines äußeren Uebertrittes nach dem Briefe, den unser Präsident vorhin erhalten hat, nicht mehr zweifeln kann, so glaube ich doch durchaus noch nicht, daß es ihm mit seinem Schritte wirklich Ernst ist. Wie Ihnen nun, meine Herren, bekannt ist, haben die ultramontanen Vereinler seit jeher und besonders jetzt, wo ihnen die Regierung so scharf auf die Finger sieht, den größten Abscheu gegen Spione. Erinnern Sie sich daran, daß sie erst vor einem Jahre einen der Spionage ihnen verdächtig scheinenden Tischler nicht sehr sanft an die Luft gesetzt haben. Und wenn Wallenberg von ihnen morgen Abend mit Eilpost auf die Straße

befördert würde, so würde er uns großen Dank wissen, wenn wir ihn dort auflösen, und er hätte obendrein noch eine empfindliche Züchtigung für seinen versuchten Abfall erhalten. Was meinen die Herrn zu diesem Plane?"

„Herrlich, vortrefflich, köstlich," schrieen Alle durcheinander.

„Doctor, das hat Ihnen der erhabene Weltgeist eingegeben," rief Hebenfeld. „Nun spinnen Sie aber auch Ihren Plan ganz aus; wer soll denn die Ultramontanen mißtrauisch machen?"

„Das überlassen Sie mir," entgegnete Königsheim geheimnißvoll. „Ich erwarte aber, meine Herren, daß Sie bis morgen Abend das strengste Stillschweigen über unsere heutige Verhandlung beobachten."

„Auf Ehrenwort!" versicherten alle.

„Und ich will gerne die Rolle des Abbitters spielen," betheuerte Brodmann; „aber der nächste Jesuit, der mir in die Hände fällt, soll mir's entgelten."

„Dann aber seien Sie vorsichtiger, Brodmann, als diesesmal, damit Sie nicht wieder einen Unrechten erwischen;" gab Birkenstiel halb mahnend, halb scherzhaft zurück.

„Beim Janus und meiner Ehre," schrie der Fabrikherr; „so was soll mir nicht wieder passiren."

„Nun gut, Brüder, jetzt ist also die Sache abgethan;" sprach der Präsident; „jetzt wollen wir wieder fröhlich sein. Wenn Alles gut abläuft, dann halten wir mit

Wallenberg einen Champagnerabend; und die Zeche will ich gerne bezahlen."

„Nichts da," rief Brodmann, „die Zeche bezahle ich; die Herren sollen mit mir zufrieden sein."

„Einverstanden, es gilt!" schrieen die andern lachend durcheinander. „Die Sache ist abgemacht."

Damit ging die Conversation auf ein anderes Thema über und die Gesellschaft trennte sich erst spät in der Nacht voll Freude über die schlau erdachte List.

Sechstes Kapitel.

Vereitelte Pläne.

In einem ziemlich großen Hause der „Bürgerstraße" zu M. finden wir am folgenden Tage gegen 11 Uhr Vormittags einen Mann in den dreißiger Jahren von gutmüthigem Aussehen, frischer rother Gesichtsfarbe, lebendigen Augen und mittelmäßiger Statur vor einem Schreibtische, der mit Geschäftsbüchern, Rechnungen, Briefen ꝛc. bedeckt ist. Zuweilen springt er von seinem Sitze auf, rennt einigemal durch's Zimmer, und murmelt für sich hin: „das ist schön — das ist gut, — Wallenberg tritt zu uns über; — herrlich, — ja, ja — es beginnt in den Köpfen Licht zu werden; es wird besser — nur Geduld." Dann setzt er sich wieder, schiebt die Brille auf die Nase, ergreift ein Blatt Papier, liest halblaut für sich hin und beginnt zu rechnen; allein kaum hat er sich einige Minuten damit beschäftigt, da springt er abermals auf und freut sich im Zimmer auf und abgehend und sich die Hände reibend über Wallenbergs Bekehrung, die er für ein epochemachendes Ereigniß ansieht.

Da klopft es plötzlich leise an seiner Thüre. Auf sein lautes „Herein" tritt ein etwas fadenscheinig gekleideter, dem Anscheine nach in den dreißiger Jahren stehen-

der Mann in das Zimmer; und beginnt, während der andere noch an seiner Brille wischt, in fast flüsterndem Tone:

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr Winterberg, wenn ich, ehe ich Ihnen den Grund meines Kommens entdecke, frage, ob wir hier vor jedem Lauscher sicher sind?"

Winterberg hatte jetzt endlich die Brille zurechtgesetzt, schaute den Fremden einen Augenblick an und fragte dann:

„Sind Sie nicht Privatcopist bei Herrn Justizrath Hebenfeld, und ist Ihr Name nicht Martin?"

„Bitte," entgegnete der Fremde erschreckend; „sprechen Sie meinen Namen nicht zu laut aus; es könnte ihn Jemand hören, und dann wäre ich ein ruinirter Mann."

„Ei, ei, was bringen Sie mir denn?"

„Ach, Herr Winterberg, ich bin in einer schweren Gewissensnoth; ich bin durch Zufall Mitwisser eines verruchten Planes — sind wir auch sicher, Herr Winterberg?"

Winterberg horchte hoch auf; „verruchter Plan —" „Gewissensnoth —" diese Worte genügten, um seine Neugierde auf's Höchste zu erregen. Er lud also den geheimnißvollen Schreiber zum Sitzen ein, und fragte dann:

„Seien Sie unbesorgt, Herr Martin, reden Sie offen und frei!"

Martin sah sich nochmals furchtsam um und berichtete dann Folgendes:

„Wie Sie wissen, Herr Winterberg, bin ich bei Herrn Justizrath Hebenfeld als Schreiber mit kümmerlichem Ge-

halt angestellt. Als mein Herr vor ein paar Jahren vom heil. katholischen Glauben abfiel, und altkatholisch wurde, da war ich im Begriffe seinen Dienst zu verlassen und lieber mit den Meinen zu hungern, als einem Ketzer zu dienen. Nur nach langem schwerem Kampfe habe ich mich entschlossen zu bleiben, um die Meinen nicht in's Elend zu stürzen, ich blieb ja immer im Herzen meinem katholischen Glauben treu, und wo ich böse Anschläge verhindern konnte, that ich es. Ein paarmal hat jetzt Hebenfeld gemerkt, welches meine Gesinnung sei, und hat mir deßhalb vor Kurzem gedroht, mich beim geringsten Verstoße aus seinem Dienste zu jagen. Hätte ich nur nicht so gute Augen und Ohren! Allein gestern habe ich auf einmal durch einen Zufall einen Plan entdeckt, den mein Herr mit seinen Genossen gefaßt hat, um unsern so segensreich wirkenden katholischen Verein zu verderben."

Winterberg sprang erschrocken vom Stuhle auf.

„Unseren Verein verderben?" rief er,

„Ja wohl," entgegnete Martin.

„Aber, so sprechen Sie doch, wie denn? was hat man denn vor, lieber Herr Martin?"

„Der Plan, den die Altkatholiken ausgeheckt haben, ist so schlau und boshaft, daß man an sein Vorhandensein vielleicht gar nicht glauben und uns auslachen wird, wenn wir ihn enthüllen und Gegenmaßregeln treffen wollen, ja daß Sie, Herr Winterberg, vielleicht selbst mir nicht glauben werden."

„Was mich betrifft, lieber Herr Martin," entgegnete Winterberg eifrig, „so können Sie vollkommen ruhig sein. Ich weiß zu gut, wessen wir Katholiken uns von unseren

Gegnern zu versehen haben. Und der Name Winterberg hat unter den Katholiken noch so guten Klang, daß man seinem Träger schon etwas glaubt. Also nur heraus mit dem, was Sie wissen, ohne Scheu, ich brenne vor Begierde, unsern Feinden das schlau angelegte Spiel zu verderben."

„Aber ehe ich weiter rede, Herr Winterberg, noch eine Bedingung. Sie dürfen nie meinen Namen nennen; es muß durchaus verborgen bleiben, wer den höllischen Plan enthüllt hat. Ich wäre verloren, wenn es herauskäme, daß ich bei Ihnen gewesen bin."

„Auf mein Ehrenwort, Herr Martin, ich werde schweigen, wie das Grab."

„Ich wußte, daß Sie verschwiegen sind, Herr Winterberg; deshalb habe ich mich gerade an Sie gewendet; bei keinem anderen hätte ich mich sicher gefühlt."

Winterberg nickte beifällig zustimmend mit dem Kopfe.

„So hören Sie denn jetzt; man wird einen Altkatholiken, einen Verräther als Mitglied des Vereines aufnehmen lassen; damit er alle Verhandlungen belausche, Zwietracht unter den Vereinsmitgliedern hervorrufe; durch aufreizende Reden die Polizei herausfordere, auf daß der Verein von der Regierung geschlossen werde."

„Bah!" bemerkte Winterberg, „einen Altkatholiken als Mitglied des Vereines aufnehmen. Das möchte ich denn doch mit eigenen Augen ansehen. So lange ein Winterberg noch ein Wort mitzureden hat, wird das nie geschehen."

„Und doch, wenn Herr Winterberg nicht Alles aufbietet, wird das Unglaubliche geschehen; heute Abend wird

ein Spion, ein Altkatholik, der die Rolle des Bekehrten spielt, in den katholischen Verein aufgenommen werden. Wenn Sie nicht noch in letzter Stunde den Heuchler entlarven, so wird der Altkatholik Wallenberg heute Abend Mitglied des katholischen Männervereins von M. sein?"

Bei diesen Worten sprang Winterberg von seinem Sitze auf, ging einigemal hastig durch die Stube und fragte dann, sich vor den Schreiber hinstellend, erregt:

„Herr Martin, sprechen Sie die Wahrheit? Wallenberg ein Heuchler, ein Verräther?"

„Er ist's," entgegnete Martin mit fester Stimme. „Haben Sie seine Bekehrung gesehen? Wo hat er sich bekehrt? Warum nicht hier? Hat er nicht noch vor Kurzem, noch am letzten Tage vor seiner Abreise an der altkatholischen Versammlung im „Russischen Hofe" theilgenommen?"

„War denn Wallenberg auf Reisen?"

„Ah, ich sehe, Sie sind über die Sachlage noch nicht hinreichend unterrichtet!"

„Ich weiß nur, daß auf Anordnung des Herrn Pfarrers als Präsidenten unseres Vereines heute Abend Versammlung sein soll, in welcher der Vicepräsident, Herr Kohle, Herrn Wallenberg, der vom Altkatholizismus zurückgetreten, als neues Mitglied in den Verein einführen soll."

„Ach ja, dann verstehe ich Ihr Staunen," erwiederte der Schreiber; „nun hören Sie das Nähere. Als Kullmann das Attentat auf den Fürsten Bismark machte, da beschloß man im „Russischen Hofe," Rache zu nehmen und den katholischen Verein, der den Altkatholiken natür-

lich ein Dorn im Auge ist, zu vernichten. Der Plan, den man aussann, ist der Folgende. Wallenberg, der schon seit Jahren keine Kirche mehr besucht, sollte einige Tage auf Reisen gehen, dann wieder zurückkehren, als „Bekehrter" den Herrn Pfarrer besuchen, ihn um Aufnahme in unsern katholischeu Verein bitten, um diesen dann auf die vorhin von mir auseinander gesetzte Weise binnen Kurzem zu Grunde zu richten."

„Teuflisch, wahrhaft teuflisch," rief jetzt Winterberg entrüstet. „In der That, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Wie sollen wir Ihnen diesen Dienst vergelten, lieber Herr Martin? Aber ich will den Heuchler entlarven. Sie sollen sehen, wie wir den Verräther aufnehmen. Gleich will ich fort zu Kohle!"

„Nein, nein," entgegnete der Schreiber anscheinend ängstlich. „Thun Sie vor heute Abend 4 Uhr keine Schritte, Herr Winterberg; man könnte sonst an mich denken, und dann wäre ich ein ruinirter Mann."

„Aber den Herrn Pfarrer darf ich doch von dem Betruge in Kenntniß setzen?"

„Auch das nicht; der Herr Pfarrer hat sich in seiner Herzensgüte schon zu sehr von Wallenberg einnehmen lassen. Er würde in Zorn gerathen, nach demjenigen forschen, der die Sache an's Tageslicht gebracht, und dann, wehe mir! Aber ich will Ihnen einen anderen Rath geben, der Sie besser zum Ziele führen wird. Nöthigen Sie diesen Wallenberg heute Abend unverrichteter Dinge in den „Russischen Hof" zurückzukehren; so daß er mit Schimpf und Schande bedeckt abziehen muß."

„Aber wie das fertig bringen?" fragte Winterberg.

„Nichts leichter, als das;“ entgegnete der Andere. „Gehen Sie nach 4 Uhr rasch zu den einzelnen Vereinsmitgliedern, und theilen Sie ihnen den ganzen Plan unter der Bedingung mit, daß sie vor 8 Uhr strenges Stillschweigen über die Sache beobachten, und bewegen Sie dieselben, recht zahlreich zu erscheinen. Wenn dann Herr Kohle mit Wallenberg eintritt, um ihn aufzunehmen, so protestiren Sie sämmtlich gegen seine Aufnahme, und verlassen, wenn er die Stirne haben sollte, trotzdem zu bleiben, ohne Weiteres den Saal. Dann muß er beschämt in den „Russischen Hof“ zurückkehren.“

„Vortrefflich,“ rief Winterberg, sich froh die Hände reibend; „wie soll ich Ihnen, lieber Herr Martin, für die Dienste, die Sie uns leisten, Dank sagen? Welch' abscheulicher Plan? Wie teuflisch? Ich hätte diesen Wallenberg doch nie solcher Hinterlist und Verstellung fähig gehalten. Aber er soll es büßen. Sie sollen Ihre Freude an uns haben, Herr Martin, nochmals herzlichen Dank.“

„Ich erwarte meinen Lohn anderswo,“ antwortete der Schreiber doppelsinnig, indem er sich zum Fortgehen anschickte. „Aber nochmals empfehle ich Ihnen strenges Stillschweigen in Betreff meiner Person; machen Sie mich nicht durch eine Unvorsichtigkeit unglücklich.“

„Keine Sorgen, mein Freund,“ entgegnete Winterberg, dem Schreiber zum Abschiede die Hand drückend. „Sie haben mein Ehrenwort.“

„Das genügt mir vollkommen,“ sprach der Schreiber, sich unter der Thüre noch tief verneigend; „Gott wolle Ihre Bemühungen für das Wohl seiner heiligen Kirche segnen.“ Dann drehte er sich um, schloß die Thüre und

murmelte höhnisch: „Das wäre in Ordnung; der Herr wird seinen Diener loben. Die zwanzig Mark waren rasch verdient. Es wird einen Höllenlärm geben; und Katholiken und Altkatholiken werden mich zu den Ihrigen zählen. Es geht doch nichts über ein bischen Schlauheit."

Herr Winterberg war überglücklich in dem Gedanken, der Retter des katholischen Vereines geworden zu sein. Er gehörte zu jenen Charakteren, an welchen unsere Zeit nicht arm ist, die voll von Eifer für den Glauben und die Kirche sich in jedem Augenblicke für die verschiedensten Projecte begeistern können, und auch sogleich bereit sind, Hand an's Werk zu legen, ohne sich je die Mühe zu nehmen, ihre Pläne ganz auszudenken, alle Consequenzen ihrer Schritte im Voraus zu ziehen, ein Mittel dem andern anzupassen und die günstige Zeit für jede ihrer Handlungen in geduldiger Berechnung abzuwarten. Winterberg war ein reicher, unverheiratheter Eisenhändler, der von Kindheit an für alles Gute begeistert, mit zu den wohlthätigsten Katholiken von M. zählte. Wenn es galt, eine Noth zu lindern, Armen zu helfen, eine Collecte zu halten, da stand er stets an der Spitze; sein Name eröffnete gewöhnlich die Subscriptionslisten mit bedeutenden Summen. Er suchte die Armen in ihren Hütten auf, tröstete sie, brachte ihnen Nahrung und Kleidung, versorgte hülflose Kinder; kurz, wo es galt, etwas Gutes zu wirken, da konnte man sicher sein, Winterberg betheiligt zu sehen. Dabei war er unermüdlich thätig für Vereine, Versammlungen, wobei ihm seine ansehnliche Rednergabe sehr zu Statten kam, und führte ein

höchst erbauliches Leben, so daß er in allen katholischen Kreisen sehr beliebt war. Allein bei all' diesen herrlichen Eigenschaften, die richtig angewendet ihn wahrhaft zu einem Werkzeuge des Herrn hätten machen müssen, hatte er den großen Fehler, daß er häufig, wenn auch mit der besten Absicht von der Welt, höchst unüberlegt handelte und durch seine stürmische Beredsamkeit und sein unabläßiges Drängen seine Vereinsgenossen zu ganz und gar nutzlosen und gefährlichen Handlungen fortriß, wenn der greise und erfahrene Pfarrer nicht noch zeitig in Kenntniß gesetzt, seinen Plänen entgegentrat. So war es ihm auch wieder mit dem Schreiber des Justizrathes ergangen. Anfangs voll der überschwenglichsten Hoffnungen, welche seine erfinderische Phantasie an den plötzlichen Uebertritt Wallenbergs knüpfte, hatte er sich ebenso rasch wieder, wie es Phantasiemenschen zu thun pflegen, auf die entgegengesetzte Seite geschlagen, und den ungeschickten und boshaften Verdächtigungen des Schreibers Glauben geschenkt, während eine auch nur gewöhnliche Aufmerksamkeit ihm die innere Haltlosigkeit der Beschuldigung hätte offenbaren müssen. Allein an langes Nachdenken hatte Winterberg sich, wie schon bemerkt, nie gewöhnt, weshalb auch die altkatholische Gesellschaft im „Russischen Hofe", oder vielmehr, der schlaue Dr. Königsheim im Vereine mit dem Präsidenten Hebenfeld ihr Auge auf ihn geworfen hatten, und ihrem Werkzeuge, dem justizräthlichen Schreiber der Gimpelfang auch ohne große Mühe gelungen war. Dadurch aber, daß Winterberg sich noch gar dem Pfarrer gegenüber den Mund hatte schließen lassen, obwohl ihn der gesunde Menschenverstand zuerst zu ihm

als demjenigen hätte führen müssen, der am besten über die in Zweifel gezogene Aufrichtigkeit der Bekehrung Wallenbergs Aufschluß geben konnte, war er ganz und gar seiner eigenen Phantasie überlassen, die ihm jetzt die ganze angebliche Verschwörung schon in so entsetzlichen Farben ausmalte, daß der Schreiber selbst vielleicht, hätte er ihn gehört, seine eigene Erzählung nicht mehr wieder erkannt hätte.

Der Nachmittag schien dem Eisenhändler unerträglich lang, die Minuten dünkten ihm eben so viele Stunden zu sein, und er brannte vor Begierde, seinen Rundgang bei den Vereinsgenossen zu beginnen, um den Operationsplan gegen den vermeintlichen Verräther und Spion mit ihnen abzusprechen. Endlich schlug die Thurmglocke 4, und sofort machte er sich auf den Weg. Der erste, den er aufsuchte, war ein reicher Kaufmann, der ihm auch ohne Weiteres seine Hilfe zusagte, da auch ihm, wie er sich aussprach, diese Bekehrung doch gar zu sonderbar vorgekommen war. Auf seine Frage, woher Winterberg denn das Geheimniß habe, zwinkerte dieser bedeutungsvoll mit den Augen, legte den Finger auf den Mund und erwiederte leise, daß darüber die tiefste Verschwiegenheit gewahrt werden müsse. Dann entfernte er sich, nachdem der Kaufmann noch die Versicherung gegeben hatte, etwas vor 8 Uhr, der zur Versammlung anberaumten Stunde, erscheinen zu wollen. Von da ging Winterberg zu einem sehr braven Photographen, der anfangs die Nachricht von der angeblichen Verrätherrolle Wallenbergs nicht glauben wollte, und sich erst zur Mitwirkung entschloß, als Winterberg ihm hoch und theuer versicherte,

die Nachricht von ganz zuverlässiger Seite erhalten zu haben. Von dem Photographen sich verabschiedend besuchte der Eisenhändler sodann eine ganze Anzahl von Handwerkern, bei denen er leichteres Spiel hatte. Die braven Leute betrachteten alles Altkatholische, zumal es von Leuten, die ihrem Stande fremd waren, ausging, mit mißtrauischen Blicken. Und da sie bei den so häufig vorgekommenen Schließungen katholischer Vereine auch für den ihrigen fürchteten, so waren sie gleich bereit, nach Kräften für denselben einzutreten und dem Verräther den Eintritt unmöglich zu machen. Bei einigen angeseheneren Mitgliedern des Vereines fand Winterberg zwar Glauben, aber er vermochte sie nicht dazu, am Abende zu erscheinen; sie wollten wegbleiben, und die Scene sich abwickeln lassen. Mit diesen Besuchen verstrich allmälig die Zeit und gegen $7^1/_2$ Uhr kam Winterberg ganz erschöpft und müde, aber im stolzen Bewußtsein, der katholischen Sache einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, in seinem Hause an, um rasch etwas zu sich zu nehmen und sodann nach dem Vereinslocale zu eilen, wo er seine Getreuen in ziemlicher Anzahl versammelt fand, um den großen Schlag gegen den Altkatholizismus auszuführen. Die guten Männer standen in einzelnen Gruppen beisammen und überlegten, wie sie ihre Absicht, den Spion fern zu halten, am besten ausführen könnten. Einige jüngere wollten Gewalt anwenden; allein die Besonneneren hielten zurück und meinten, man solle Wallenberg ruhig eintreten lassen und sofort den Vicepräsidenten Kohle von ihrem Beschlusse in Kenntniß setzen, daß sie unter keinen Umständen in die Aufnahme Wallenbergs einwilli-

gen würden; falls aber der Vicepräsident ihnen keinen Glauben schenken und trotz ihres Protestes versuchen würde, Wallenberg einzuführen, dann solle einer aus ihnen Wallenberg selbst erklären, daß man ihn als einen von seiner Kirche abgefallenen Menschen in den Verein nicht aufnehmen könne, und daß die sämmtlichen Mitglieder, falls er nicht sofort das Local verlasse, sich ohne Weiteres entfernen würden. Dieser Plan fand dann auch allseitigen Beifall; und so setzte man sich nieder, um Wallenbergs Ankunft zu erwarten.

Während dies in dem katholischen Vereinslocale vor sich ging, machte sich Wallenberg, nicht ohne einige innere Unruhe, auf den Weg zu dem Vicepräsidenten des Vereines, Herrn Kohle, um sich von ihm bei seinen Glaubensgenossen vorstellen zu lassen. Er hatte, nachdem er aus der Druckerei in sein Haus zurückgekehrt war, den Rest des Tages damit zugebracht, an seinen edlen Freund, den Decan Rentlitz, einen langen Brief zu schreiben, in welchem er demselben seine Erlebnisse im Kloster Friedenthal, seine Rückkehr nach M., seinen Besuch beim Pfarrer u. s. w. mittheilte. Am Schlusse hatte er seinem Freunde in rührenden Worten das Glück und den inneren Seelenfrieden geschildert, dessen er sich jetzt erfreue, und ihn um sein Gebet ersucht, damit er standhaft seine gefaßten guten Vorsätze ausführe. Der folgende Tag, an welchem er in den Verein eingeführt werden sollte, verfloß ruhig; er suchte die Spuren seines früheren Lebens in seinem Hause immer mehr zu verwischen, und holte die Gebet- und Erbauungsbücher seiner verstorbenen Eltern hervor, in welchen er mit größter Freude viele Lehren und Er-

mahnungen wiederfand, die er als Kind aus ihrem Munde vernommen hatte. Die alte Dienerin nahm aus vollstem Herzen an dem Glücke ihres jungen Herrn Antheil und trippelte seelenvergnügt im Hause umher. Endlich kam die Stunde, in welcher er sich nach der Weisung des Pfarrers zu dem Vicepräsidenten des Vereines begeben sollte. Obwohl er von den gegen ihn gerichteten Machinationen seiner früheren Genossen keine Ahnung hatte, so fühlte er doch in seinem Innern eine gewisse Beklommenheit; sollte er ja doch jetzt zum erstenmale persönlich seine Bekehrung vor vielen Personen kundgeben.

Der Vicepräsident des Vereines nahm ihn mit der liebevollsten Freundlichkeit auf; erzählte ihm von der Geselligkeit, welche in ihrem Vereine herrsche, sagte ihm, daß er mit der größten Herzlichkeit aufgenommen werden würde und benahm ihm dadurch allmälig seine Furcht und Befangenheit.

So gelangten sie zum Vereinshause, stiegen die hellerleuchtete Treppe hinauf und traten in den Saal. Die Tische waren größtentheils besetzt; aber kein Mensch erhob sich bei ihrem Eintritte; es entstand eine tiefe peinliche Stille. Kohle, über dieses Verhalten in hohem Grade befremdet, führte Wallenberg, den seine anfängliche Beklommenheit sofort wieder befallen hatte, zu einem leerstehenden Tische und bat ihn Platz zu nehmen. Dann wollte er in die Mitte des Saales treten, um im Auftrage des Pfarrers, als des Präsidenten, die Aufnahme Wallenbergs anzumelden und zu fragen, ob Jemand etwas dagegen einzuwenden habe. Allein ehe er noch ein Wort sprechen konnte, eilte Winterberg auf ihn zu und zog ihn

so rasch in ein Seitencabinet, daß er fast ohne zu wissen, was er that, dem Eisenhändler in das Zimmer folgte. Dort aber angekommen, fragte er halb erstaunt, halb ärgerlich:

„Aber Winterberg, was soll denn das heißen, was haben Sie denn vor? Lassen Sie mich doch zu Herrn Wallenberg in den Saal zurückkehren, und ihn als neues Vereinsmitglied der Gesellschaft vorstellen."

„Um Alles in der Welt nicht, Herr Vicepräsident," entgegnete Winterberg erregt; „der Herr Pfarrer ist schändlich hintergangen worden. Wallenberg ist ein Heuchler, der von seinen altkatholischen Genossen als Spion ausgesandt wurde, um unsere Versammlungen zu überwachen, Zwietracht zwischen uns zu säen und den Verein zu Grunde zu richten."

„Sie sind nicht recht bei Troste, Winterberg," entgegnete Kohle ärgerlich; hätten Sie nur einige Worte mit Herrn Wallenberg gesprochen, so würden Sie einsehen, daß Sie der Betrogene sind; wenn Jemand aufrichtig gesinnt ist und sich von Herzen unserer Kirche zugewendet hat, so ist es Wallenberg. Von wem haben Sie denn diese sonderbare Nachricht?"

„Das kann und darf ich Ihnen nicht sagen und ist auch zur Sache gleichgültig; es möge Ihnen genügen, daß ich die Nachricht von zuverlässigster Seite habe; von einer Seite, die nicht das mindeste Interesse haben kann, weil jede Entdeckung ihr großen Schaden zufügen würde. Der Betreffende fühlte sich im Gewissen verpflichtet, mich von dem Plane unserer Gegner in Kenntniß zu setzen."

„Aber warum kamen Sie nicht vor der Versammlung zu mir oder gingen zum Herrn Pfarrer? Jetzt ist's zu spät; ich werde Herrn Wallenberg vorstellen; ist er in der That ein Verräther, so wird es sich bald zeigen. Ist er es aber, wie ich fest überzeugt bin, nicht, so hat unser Verein ein neues tüchtiges Mitglied erworben, was uns allen nur angenehm sein kann. Mag aber die Sache liegen, wie sie will, wir dürfen Herrn Wallenberg jetzt nicht allein im Zimmer sitzen lassen. Sie hätten früher Ihre Bedenken vortragen sollen. Jetzt ist's zu spät. Ich stelle ihn vor."

Damit wollte Kohle in den Saal zurückkehren; aber Winterberg, wieder ängstlich und unschlüssig geworden, hielt ihn zurück.

„Hören Sie mich noch einen Augenblick, Kohle. Sie haben also mit dem Herrn Wallenberg gesprochen und aus dieser Unterredung die Ueberzeugung geschöpft, daß er es aufrichtig meint; und der Herr Pfarrer, der ebenfalls Herrn Wallenberg gesprochen, ist der gleichen Ansicht?"

„Freilich! wem kann denn eine solche Intrigue, wie man sie Ihnen zugebracht, auch nur in den Sinn kommen?"

„Aber es wurde mir so fest versichert."

„Nun gut, mag sein; ich kümmere mich nicht darum; ich übernehme es auf meine Verantwortung."

„Es wird einen Scandal geben."

„Einen Scandal?"

„Der ganze Verein wird gegen die Aufnahme Wallenbergs protestiren und ihn abweisen!"

„Warum? wie so? weiß man denn?"

„Nun ja, weil ich an der Nachricht, die mir mitgetheilt wurde, nicht zweifelte, habe ich meine Ansichten den meisten Vereinsmitgliedern mitgetheilt, und —"

„Und also, ohne mir oder dem Herrn Pfarrer auch nur eine Sylbe zu sagen, auf eigene Faust eine Verabredung mit den Uebrigen getroffen; nein, Winterberg, das ist zu arg; lassen Sie mich — Sie mögen es verantworten, ich erfülle meinen Auftrag."

„Kohle, um Gotteswillen —"

„Reden Sie, was Sie wollen; jetzt ist's genug; so ein Benehmen; ich werde thun, was meines Amtes ist und die Leute aufklären."

In diesem Augenblicke hörte man im Saale Lärm und laute Stimmen.

Winterberg wechselte die Farbe.

„Da haben wir es schon!" rief er, den Vicepräsidenten ängstlich anschauend.

Dieser aber achtete nicht mehr auf ihn, sondern eilte in den Saal zurück, wo er die Vereinsmitglieder erregt bei einander stehen sah, während Wallenberg gerade todtenbleich den Saal verließ. Als Kohle unter dem peinlichen Schweigen der ganzen Gesellschaft mit Winterberg in das Nebenzimmer getreten war, befand sich Wallenberg, wie der Leser leicht begreift, in der größten Verlegenheit allein an dem Tische, zu welchem er geführt worden war.

Ein paar Minuten saß er so mit niedergeschlagenen Augen da; da vernahm er Geflüster; er blickte auf und sah, wie die Anwesenden die Köpfe zusammensteckten, und auf ihn

schauten. Seine Verlegenheit stieg dadurch natürlich nur noch höher. Endlich aber, als ihm das Schweigen unerträglich wurde, faßte er sich ein Herz, ging auf den ihm zunächststehenden Tisch zu und wollte sich mit möglichst freundlichem Lächeln auf einen noch leerstehenden Stuhl setzen.

„Entschuldigen Sie, meine Herrn," sagte er den Stuhl erfassend, „es ist mir sehr angenehm, mich in der Gesellschaft —"

Er konnte seinen Satz nicht vollenden; denn kaum war er dem Tische nahe getreten, da erhoben sich die an ihm sitzenden, meist jüngeren Vereinsglieder und mit ihnen alle Anwesenden von ihren Stühlen. Wallenberg fuhr erschreckt zusammen, als er überall drohende Augen auf sich gerichtet sah.

Er wollte eine Erklärung vorbringen; allein ehe er noch den Mund öffnen konnte, erscholl eine Stimme von einem der Tische:

„Wir wollen keinen Altkatholiken in unserer Mitte."

„Nein, das dulden wir nicht;" riefen viele durcheinander.

Wallenberg erblaßte. Was sollte er beginnen?

„Aber, meine Herrn, ich bin ja kein Mitglied der altkatholischen Secte mehr," erwiederte er zagend.

Jedoch seine Worte verhallten bei der allgemeinen Unruhe und dem Murren der Männer, welches mit jedem Augenblicke heftiger wurde. Da trat ein etwas älteres Mitglied des Vereines hervor und sagte ihm fast im Tone des Mitleidens:

„Ich bitte Sie, Herr Wallenberg, den Saal zu verlassen. Sie sehen ja die Stimmung dieser Männer hier; bitte, ersparen Sie uns doch unangenehme Scenen."

Da drehte sich Wallenberg, blaß wie eine Leiche, um, nahm seinen Hut und verließ den Saal.

In diesem Augenblicke kehrte aber auch der Vicepräsident mit dem Eisenhändler wieder zurück und rief beim Anblicke der Verwirrung zu den noch immer murrenden Gruppen gewendet: „Leute, was ist hier vorgegangen?"

„Der Verräther, der Spion hat sich entfernt;" tönte es von allen Seiten. „Er hatte die Kühnheit, sich zu uns an den Tisch zu setzen; da haben wir ihm zugerufen, daß wir keinen Altkatholiken in unserer Mitte dulden."

„Aber, um Gotteswillen, Wallenberg ist ja nicht mehr Altkatholik."

„Doch, doch, Herr Winterberg weiß es, daß er nur Spionsdienste versehen will."

„Was haben Sie jetzt angerichtet, Winterberg? wandte sich Kohle in vorwurfsvollem Tone an den Eisenhändler.

„Ja, aber mein Gewährsmann versicherte mir so hoch und heilig —"

„So mußten Sie aber doch, wie ich Ihnen schon mehrmals sagte, zu allererst dem Herrn Pfarrer und mir die Nachricht mittheilen. Wie konnten Sie so auf eigene Faust handeln? Was wird der Herr Pfarrer sagen, wenn er von dem Vorgefallenen hört? Da, da ist er schon selbst."

In der That, wurde im nemlichen Augenblicke die Thüre geräuschvoll aufgestoßen und der greise Pfarrer

trat mit allen Zeichen einer großen Gemüthsaufregung in den Saal. Sein Auge überflog die Reihen der Männer; er schien den Gesuchten nicht zu finden und fragte hastig:

„Wo ist Herr Wallenberg? Was ist vorgefallen? Ist der Anschlag gelungen? Herr Vicepräsident, was ist hier vorgegangen? Wo ist Herr Wallenberg?"

Jetzt wurde es auf einmal stille im Saale. Einer blickte den andern verlegen an, Winterberg aber zog sich in die hinterste Reihe zurück, während Kohle mit fliegenden Worten das Vorgefallene erzählte. Die Augen des alten Mannes funkelten vor Entrüstung.

„Herr Winterberg," rief er laut, „Sie sind das Opfer einer schändlichen Täuschung geworden und Sie haben einen edlen braven Katholiken tödtlich beleidigt. Wie konnten Sie so auf eigene Faust vorgehen?"

„Meine Herrn," wandte er sich dann zu den Umstehenden, „ich habe mit Herrn Wallenberg verkehrt, ich weiß es, daß er mit ganzer Seele zur heiligen Kirche zurückgekehrt ist."

„Das habe ich auch immer behauptet," betheuerte der Vicepräsident.

„Im „Russischen Hofe" aber," fuhr der Pfarrer fort, „hat man den Plan ausgesponnen, Wallenberg wieder abtrünnig zu machen und zwar dadurch, daß man Sie, meine Herrn, gegen ihn einzunehmen und ihn als Spion zu verdächtigen suchte, damit er von Ihnen zurückgewiesen, zu seinen ehemaligen Genossen zurückkehre. Während wir hier versammelt sind, während Sie in die Falle gehen und einen edlen Katholiken, der mit glühender

Liebe an seiner Kirche hängt, tödtlich beleidigen, sitzen unsere Gegner in ihrem Locale und jubeln und freuen sich, daß ihnen ihre List so wohl gelungen. Das sind die Nachrichten, die mir eben und zwar aus sicherster Quelle zugegangen sind. Deshalb auf, machen wir das geschehene Unrecht wieder gut. Wer ist bereit, mit mir zu gehen, um Herrn Wallenberg aufzusuchen und ihn als Mitglied mit Ehren wieder hierher zurückzuführen?"

Bei diesen mit größter Entschiedenheit von dem Pfarrer gesprochenen Worten konnten die versammelten Männer nicht mehr länger an der Wahrheit der Bekehrung Wallenbergs zweifeln, sie begriffen das Unrecht, das sie begangen, und erboten sich sofort insgesammt, allen voran aber Winterberg, den Pfarrer auf seinem Gange zu begleiten.

Gutmüthig in hohem Grade und von großer Liebe zu seiner Kirche stets erfüllt, hatte Winterberg sofort, nachdem er seinen Fehltritt erkannt, die tiefste Reue gefühlt, und trug auch kein Bedenken, dieselbe offen an den Tag zu legen. Er bat und drängte daher so lange, bis der Pfarrer, der nur zwei Glieder des Vereines mitnehmen wollte, außer dem Vicepräsidenten noch ihn zu seinem Begleiter wählte. So zogen sie dann, während die übrigen Männer im Locale versammelt blieben, aus, um den schwer gekränkten jungen Mann zurückzuführen.

Sehen wir uns indessen nach Wallenberg um. Die Beleidigung, die ihm widerfahren, die schnöde Behandlung, mit welcher er vom Vereine abgewiesen worden war, hatte ihn auf's Tiefste verletzt. Er war mit der ganzen Liebe eines Neubekehrten, der in seinem heiligen,

glühenden Eifer für die Kirche allen Anderen nach seinem eigenen Herzen bemißt, zu diesem katholischen Vereine gegangen. Daher hatte das Mißtrauen, mit welchem man ihn aufgenommen, die zornige Entrüstung, mit der man seine doch so gut gemeinten Annäherungsversuche zurückgewiesen, in den ersten Augenblicken eine ganz betäubende Wirkung auf ihn hervorgebracht und als er den Saal verließ, blitzte der Gedanke durch seinen Kopf: „Nun, wenn die, welchen du dich anschließen wolltest und die dich lieben sollten, dich von sich stoßen, warum dann nicht wieder zu denjenigen zurückkehren, bei welchen du bisher stets eine freundliche Aufnahme gefunden hast."

„Nach dieser Scene", so flüsterte ihm der Versucher weiter ein, „kannst du mit Ehren nicht mehr in diese katholische Gesellschaft zurückkehren; du hast Alles gethan, was du thun konntest, niemand kann dir einen Vorwurf machen, wenn du dich ganz von ihnen abwendest. Wer bin ich? dachte Wallenberg weiter, ein reicher Mann, der Sohn angesehener Eltern. Die, welche mich schnöde von sich gewiesen, sind größtentheils arme Handwerker, gewöhnliche Bürger; sie werden sich rühmen, mich von sich gestoßen und verachtet zu haben. Diese Schmach ist zu groß; es gibt nur ein Mittel dieselbe abzuwaschen, und dies Mittel besteht darin, daß ich mich jetzt ganz auf die feindliche Seite stelle und denen, die meine Liebe verachtet haben, zeige, was meine Feindschaft vermag."

Diese und ähnliche Gedanken kreuzten sich blitzschnell in seinem Geiste; und wer das menschliche Herz kennt und die Gewalt, welche der Stolz über dasselbe ausübt, der vermag sich es leicht zu erklären, wie sie in dem

Innern des jungen Mannes entstehen konnten. Aber es waren bloß Versuchungen, die in seinem Herzen keinen Raum gewinnen konnten. In den Tagen der Zurückgezogenheit im Kloster Friedenthal hatte er die Verworfenheit seines vergangenen Lebens zu klar erkannt, als daß er auch nur einen Augenblick an die Rückkehr zu diesem für ihn so verabscheuungswürdigen Leben ernsthaft hätte denken können. In Friedenthal hatte er unter der Leitung eines seeleneifrigen Beichtvaters des weit und breit bekannten P. Theodosius die nie versiegende Quelle des Trostes in allen Leiden, das unüberwindliche Schutzmittel gegen alle Versuchungen gefunden und lieb gewonnen, und deshalb eilte er ohne sich zu besinnen, ohne auf die Stimme des Versuchers zu achten, zu der nahen Kirche, um dort in einer angebauten stets offenen Halle, in welcher sich ein großes Missionskreuz erhebt, im Gebete Schutz und Trost zu suchen. Je näher er der Kirche kam, desto mehr beeilte er seine Schritte; er trat in die Halle, kniete nieder, bedeckte das Angesicht mit beiden Händen und dann brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen, während sein Mund die Worte hervorstieß:

„Dank, Dank, mein gekreuzigter Heiland, für diese Schmach, die ich für meine Sünden tausendmal verdient habe. Ich will sie gerne und freudig leiden; aber von dir mich trennen, deine Gnade verlieren; nie und nimmermehr."

Unter Weinen und Gebeten wurde er allmälig ruhiger, und wenn auch noch von Zeit zu Zeit bei der Erinnerung an die ihm angethane Schmach ein jäher Schmerz

ihn durchzuckte, so waren diese Regungen doch bald niedergekämpft; sie glichen dem gefahrlosen Wetterleuchten, welches blitzartig den Horizont erhellt, wenn das Gewitter sich entladen hat; der Kampf, die Versuchung war siegreich überwunden.

Unterdessen waren die beiden Heerlager, welche um Wallenbergs Besitz sich stritten, nicht müßig gewesen. Die Gesellschaft im „Russischen Hofe," von dem Besuche des Schreibers bei Winterberg in Kenntniß gesetzt, harrte erwartungsvoll des Ausganges. Endlich kam die am katholischen Vereinshause aufgestellte Wache athemlos herangestürzt mit der triumphirenden Meldung, daß der Streich gelungen sei, und Wallenberg vor Kurzem todtenblaß und in sichtlich hoher Gemüthserregung das Vereinslocal verlassen habe. Sofort erhoben sich Brodmann und Königsheim, um den Versuch zu machen, Wallenberg in diesem entscheidenden Augenblicke zum Abfalle und zur Wiederkehr in den „Russischen Hof" zu verleiten. In der festen Meinung, Wallenberg sei in seine Wohnung zurückgekehrt, begaben sie sich dorthin und beschlossen, als die alte Dienerin ihnen erklärte, daß ihr Herr noch nicht zurückgekehrt sei, denselben, um ja sicher zu gehen, in seinem Hause zu erwarten; ein Vorhaben, gegen welches die alte Margarethe, da sie wußte, daß ihr Herr mit Dr. Königsheim bekannt sei, nichts zu erinnern fand.

Der Pfarrer aber, der Wallenberg besser kannte und als alter Seelsorger sich viel leichter in seinen Gemüthszustand hineindenken konnte, begab sich mit seinen zwei Gefährten nicht zuerst zur Wohnung seines jungen Freundes, sondern eilte ohne Weiteres zur Kirche. Als seine

Begleiter ihm ihre Besorgnisse äußerten, ob Wallenberg, so tief im Innersten seiner Gefühle verletzt, ihnen auch nur Gehör schenken werde und als Winterberg in seinem gewohnten Feuereifer erklärte, er werde sich Wallenberg zu Füßen werfen und ihn für das ihm angethane Unrecht um Verzeihung bitten, entgegnete der Pfarrer lächelnd: „Machen Sie sich um Wallenberg keine unnöthigen Sorgen, meine Herrn; da wo wir Wallenberg jetzt suchen, werden wir ihn auch finden; dort hat er in wenigen Augenblicken mehr Trost gefunden, als alle Menschen zusammen ihm gewähren können. Seien Sie versichert, Wallenberg ist und bleibt unser."

Als sie bald darauf bei der Kirche angelangt waren, hieß der greise Priester seine Gefährten zurückbleiben, weil er allein den Beter aufsuchen wollte. Er trat also in die Halle und fand Wallenberg, der sich gerade erhoben hatte, im Begriffe, das Gotteshaus zu verlassen und in seine Wohnung zurückzukehren.

Des jungen Mannes Züge, von dem matten Lichte der vor dem Kreuze brennenden Ampel beleuchtet, waren bleich, aber ruhig. Als er seines väterlichen Freundes ansichtig wurde, flog ein Lächeln über sein Angesicht. Der Pfarrer eilte auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und sagte im Tone innigster Theilnahme und Liebe:

„Mein Sohn, es ist Ihnen ein schweres Unrecht widerfahren; eine Beleidigung, die Sie in Ihren Gefühlen aufs Tiefste verletzen mußte. Allein Sie sehen mich hier als den Abgesandten Derer, die Sie beleidigt haben; ein unseliger Irrthum hielt sie befangen; ein schwarzer

Betrug hatte sie umgarnt. Ich komme in ihrem Namen, um Sie um Verzeihung zu bitten, ich trage Ihnen diese Bitte im Angesichte desjenigen vor, der aus Liebe zu seinen Todfeinden am Kreuze gestorben ist. Mein Sohn, der Ort, an welchem ich Sie finde, bürgt mir für Ihre Gesinnung. Sie haben die Beleidigung, die Ihnen zugefügt worden ist, verziehen und vergessen!"

Das Auge des Jünglings erfüllten bei diesen ergreifenden Worten seines Seelsorgers große Thränen.

„Mein Vater," entgegnete er leise, seine Augen nach dem Kreuze wendend, „zu Füßen des Gekreuzigten, der mir so Vieles verziehen, habe auch ich verziehen und Alles vergessen."

„O Gott Dank, heißen Dank," rief der Greis, freudig den jungen Mann in seine Arme schließend. „Ich wußte, daß Wallenberg ein treuer Schüler seines Heilandes ist."

Dann führte er ihn hinaus zu seinen beiden Begleitern. Sobald Winterberg seiner ansichtig ward, eilte er auf ihn zu, und bat ihn in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung; und alle drei ersuchten ihn sodann inständigst, mit ihnen in den Verein zurückzukehren. Wallenberg unterbrach sie sofort mit der Versicherung, daß er Alles vergessen habe und bat sie dringend, über das Vorgefallene nicht mehr zu sprechen. So begaben sie sich auf den Rückweg nach dem Vereinslocale. Unterwegs erzählte der Pfarrer, auf welche Art er von dem Plane der Gegner Kenntniß erhalten. Dieselben hatten sich

nemlich schon bei Zeiten im „Russischen Hofe" eingefunden und daselbst über ihr Vorhaben laut gesprochen und sich über die Leichtgläubigkeit lustig gemacht, mit welcher sich Winterberg von dem justizräthlichen Schreiber „den Bären habe aufbinden lassen". Das ein- und ausgehende katholische Dienstmädchen war durch die häufige Erwähnung des ihr bekannten Eisenhändlers und des katholischen Vereines aufmerksam geworden, und hatte, nachdem es nach und nach den ganzen Plan erfaßt, sofort unter einem unscheinbaren Vorwande das Haus verlassen, um zum Pfarrer zu eilen und ihm das Ganze mitzutheilen; worauf dieser sich sogleich in das Local begeben hatte, um die scandalöse Scene zu verhüten. Bald nachdem der Pfarrer seine Mittheilungen beendigt hatte, langten sie beim Vereinshause an. Als sie auf den hellerleuchteten Vorplatz traten, stießen sie auf Königsheim und Brodmann, die von dem Warten in Wallenbergs Hause ermüdet, auf Kundschaft ausgegangen waren. Als sie Wallenberg mit heiterem Angesichte in Begleitung des Pfarrers und der zwei anderen Vereinsmitglieder dem Locale wieder zuschreiten sahen, sahen sie einander betroffen an und bogen eiligst in die nächste Straße ein. Winterberg aber konnte sich, schon um sich selbst ein wenig Genugthuung zu verschaffen, nicht enthalten, ihnen spöttisch nachzurufen: „Gute Nacht, meine Herrn; wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

Der Leser vermag sich leicht zu denken, wie Wallenberg bei seinem Wiedereintritte in den Saal empfangen wurde. Die guten Männer suchten ihr Unrecht auf jede

mögliche Weise wieder gut zu machen. Sie drängten sich um ihn, drückten ihm die Hände und baten ihn inständig um Entschuldigung und Verzeihung. Als sich dann der Pfarrer, nachdem er Wallenberg an den Tisch des Vereinsvorstandes geführt, erhob, um denselben als neues Vereinsmitglied anzukündigen und die übliche Frage stellte, ob Niemand aus der Gesellschaft etwas gegen seine Aufnahme zu erinnern oder einzuwenden habe, da antwortete Winterberg im Namen Aller dadurch, daß er auf das neue Vereinsmitglied ein dreimaliges Hoch ausbrachte, in welches die ganze Versammlung freudig einstimmte. Der Rest des Abends verfloß in ungetrübter Heiterkeit, und als man sich endlich trennte, gaben Kohle und Winterberg dem neuen Vereinsbruder das Ehrengeleite bis zu seiner Wohnung, wo der Eisenhändler nochmals für seinen übelangebrachten Eifer um Verzeihung bat und hoch und heilig versprach, in Zukunft nicht mehr so leichtgläubig und aufbrausend sein zu wollen; ein Versprechen, das er nach jeder übereilten Handlung feierlich abzulegen pflegte, um bei der nächsten Gelegenheit wieder in den nemlichen Fehler zu verfallen.

Als Wallenberg in sein Zimmer trat, meldete ihm die alte Dienerin, daß Herr Dr. Königsheim mit einem ihr unbekannten Herrn Brodmann aus K. ihm einen Besuch hätten abstatten wollen und daß sie nach einigem Warten fortgegangen seien mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukehren; daß sie aber ihr Versprechen nicht gehalten hätten.

„Es war das Klügste, was sie thun konnten, Margareth," entgegnete Wallenberg lächelnd; und sie wer-

den sich wohl auch nie mehr blicken lassen. Sollten aber dennoch sie oder ein anderer aus der Gesellschaft vom „Russischen Hofe“ mich mit ihrem Besuche beehren wollen, so wird derselbe, wenn ich ihn überhaupt annehme, auf jeden Fall sehr kurz sein; denn zwischen ihnen und mir ist das Tischtuch für immer entzweigeschnitten.“

Damit wünschte er der Alten freundlich „gute Nacht,“ und begab sich zur Ruhe.

Schluß.

In den folgenden Tagen bildete die so unerwartete Bekehrung des jungen Wallenberg, dessen Erklärung jetzt im „Volksblatte" erschienen war, in allen Kreisen das Stadtgespräch. Seine ehemaligen Gesinnungsgenossen verbargen ihren Aerger hinter einer Fluth von Spott- und Hohnreden, während die katholischen Herzen die innigste Freude empfanden. Wallenberg selbst fühlte sich überaus glücklich und zufrieden; man sah ihn täglich in der heiligen Messe, wo er mit einer rührenden Inbrunst betete. Mehreremale in der Woche nahte er sich dem Tische des Herrn; bei allen Andachten war er zugegen; kurz, wie er früher der Gemeinde ein Gegenstand des Aergernisses gewesen, so war er ihr jetzt ein leuchtendes Beispiel der Frömmigkeit. Abends besuchte er häufig das Grab seiner Eltern, wo er oft stundenlang verweilte. Späte Kirchhofbesucher hatten gesehen, wie er dort lange Zeit hindurch mit ausgespannten Armen betete. Seine Züge aber wurden mit jedem Tage bleicher, seine Augen matter. Die Unregelmäßigkeiten und Verirrungen seines früheren Lebens äußerten ihre verderblichen Wirkungen. Der greise Pfarrer suchte vergebens mit Hülfe erfahrener Aerzte den heranschleichen-

den Tod noch aufzuhalten. Wallenberg ertrug sein Leiden mit rührendster, gottergebenster Geduld. Er sehnte sich mit heißem Verlangen nach dem Tode.

An einem der letzten Septembertage begab er sich, wie gewöhnlich, zu dem ihm so theuren Elterngrabe, um zu beten. Er fühlte sich außerordentlich weich gestimmt; sein Gebet am Grabe wurde immer inniger und glühender; ganz versunken in Gott hatte er für die Außenwelt keine Aufmerksamkeit und gewahrte es nicht, daß der Himmel trübe wurde und sich mit Regenwolken immer dichter verhüllte. Erst als der Regen schon in dicken Tropfen niederfiel, wachte er aus seiner Betrachtung auf und begab sich, nachdem er noch einen eiligen Kuß auf das vergoldete Krucifix des Grabsteines gedrückt hatte, auf den Heimweg. Der Regen ergoß sich bald in Strömen, so daß er bis auf die Haut durchnäßt und zitternd vor Frost in seiner Wohnung anlangte.

Die alte Magd empfing ihn mit besorgten Blicken und nöthigte ihn, sich sogleich zu Bett zu begeben. Allein ihre Fürsorge kam zu spät. Eine Stunde nachher lag Wallenberg schon in den heftigsten Fieberphantasien. Der eiligst herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und sagte leise zur Magd gewandt:

„Mit Ihrem Herrn ist's zu Ende; rufen Sie den Herrn Pfarrer."

Es dauerte nicht lange, da stand der Priester am Krankenbette; das Fieber ließ erst gegen Morgen etwas nach; aber Wallenbergs Kräfte nahmen zusehends ab.

Ein frohes Lächeln umspielte seine Lippen als er seinen greisen Freund am Bette gewahrte; er ergriff seine Hand und hielt sie lange in der Seinigen fest.

„Dank, Dank, Vater, für Ihre Güte," flüsterte er leise; „ich fühle es, mein heißester Wunsch geht bald in Erfüllung, mein Ende naht."

Die Thränen flossen dem alten Manne bei diesen Worten unaufhaltsam über die Wangen.

„Freuen Sie sich, mein Sohn," antwortete er mit zitternder Stimme, „daß Sie diese Welt verlassen dürfen; o wie gerne möchte ich mit Ihnen scheiden."

Nach wenigen Minuten des Schweigens beugte er sich über den Kranken und flüsterte ihm leise zu:

„Mein Sohn, haben Sie noch etwas auf dem Herzen, das Sie ordnen möchten, ehe ich Ihren Erlöser Ihnen zum letzten Male bringe?"

Bei diesen Worten zog ein Ausdruck himmlischen Friedens über die Züge des Sterbenden; er drückte das Krucifix, das er in den Händen hielt, fest und innig an die bleichen Lippen und sprach:

„Nein, mein Vater; ich bin vorbereitet; eilen Sie, mir das heiligste Sakrament zu bringen; ich möchte so gerne recht bald meinen Heiland empfangen."

Der Pfarrer eilte fort, während die alte Magd den Tisch für das Allerheiligste bereitete.

Wallenberg lag ruhig betend auf seinem Lager. Als er das Glöckchen vernahm, welches ihm die Ankunft

seines Erlösers verkündigte, flammte eine leichte Röthe über seine Wangen.

„Jesu, Jesu. komm zu mir," betete er leise, „o, wie sehn' ich mich nach dir."

Als er die heilige Communion und die letzte Oelung empfangen hatte, sank er in die Kissen zurück und wiederholte mit schwacher Stimme die Gebete, welche der Pfarrer ihm vorsprach.

Nach einiger Zeit machte er eine leichte Bewegung, als ob er etwas sprechen wollte. Der Priester beugte sich über ihn.

„Grüßen Sie," flüsterte der Sterbende ihm zu, „Decan Rentlitz zu Weilerau, und sagen Sie ihm und Pater Theodosius im Kloster Friedenthal meinen innigsten Dank. Vergessen Sie — meiner — im Gebete nicht. — Mahnen Sie — meine ehemaligen Genossen — wenn ich gestorben — daß sie umkehren — es gibt nur eine katholische — Kirche und die hat ihr Oberhaupt zu — Rom. Meine letzte — Bitte an sie — ist, daß sie nicht altkatholisch — sondern katholisch leben und sterben möchten. — Katholisch sterben — ist — so süß."

Die Anwesenden, die um das Bette knieten, weinten laut.

Die Athemzüge des Sterbenden wurden immer langsamer und schwächer. Plötzlich erhob er sein Haupt; seine Augen richteten sich in seliger Freude in die Ecke

des Zimmers; „Vater“ — „Mütterchen“ — o Dank, — ich komme.“ —

Dann sank er zurück und war eine Leiche.

Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens erhob sich der Pfarrer; aus seinen Augen perlten große Thränen. Er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über die Leiche und drückte ihr sanft die Augen zu.

Noch selten hatte M. ein Leichenbegängniß gesehen, wie das des jungen Wallenberg. Fast die ganze katholische Gemeinde folgte dem Sarge zum Friedhofe. Unter den Leidtragenden befand sich auch Decan Rentlitz. Von dem Todesfalle in Kenntniß gesetzt, war er gekommen, um seinem jungen Freunde die letzte Ehre zu erzeigen.

Am Tage vor dem Begräbnisse hatten die Schwestern sein stilles Städtchen verlassen. Tausende gaben ihnen das Geleite bis weit vor die Stadt. Die Kleinen hingen an ihrem Halse, hielten sich an ihren Kleidern, und bedeckten ihre Hände mit Küssen. Ein lautes Wehklagen aber erhob sich, als „der Trostengel,“ Schwester Amalie, sich von den Kindern trennte, die sich stürmisch und laut weinend um sie drängten Es war eine erschütternde Abschiedsscene, kein Auge blieb trocken. Als die armen Schwestern sich endlich losgerissen hatten und der Wagen mit ihnen davonfuhr, hallte ihnen der durch Thränen halb erstickte Ruf nach: „Auf Wiedersehen.“ Der Decan hatte sich mühsam beim Abschiede beherrscht. Als der Wagen den Augen der Gemeinde

entschwunden war, winkte er den Kindern und Eltern und richtete eine kurze, ergreifende Ansprache an dieselben.

„Die Schutzengel," so lauteten seine letzten Worte an die Eltern, „welche Eure Kinder bisher bewachten, mußten uns verlassen. Die Thränen, die ich in Euer aller Augen sehe, legen das beste Zeugniß dafür ab, was Ihr und was ich, euer Seelsorger, in ihnen verloren habe. Laßt uns hier unter Gottes freiem Himmel das feierliche Versprechen ablegen, unser Gebet, unsere Wachsamkeit von nun an zu verdoppeln, damit die Absichten derer, die uns diese Wunde geschlagen, vereitelt werden, damit keines aus diesen Kleinen an seiner Unschuld Schaden leide." Die ganze Versammlung antwortete laut und feierlich: „Das geloben, das wollen wir."

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Der reuige Sohn	3
Zweites Kapitel.	Schwarze Ansichten	32
Drittes Kapitel.	Im Gefängnisse	70
Viertes Kapitel.	Katholisches Leben	103
Fünftes Kapitel.	Der Zweck heiligt die Mittel . .	137
Sechstes Kapitel.	Vereitelte Pläne	152
Schluß		180

Die letzten Tage

eines

Altkatholiken.

Bilder aus dem deutschen Culturkampfe

von

Dr. A. H. Romhold.

Motto: Herzensfriede ist dein Streben,
Friede, der den Sünder flieht;
Denk', daß nur im reinen Leben
Christi süßer Friede blüht.

Regensburg, New York & Cincinnati,
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1875.

30

Jubiläumsbüchlein,

unter dem Titel:

Das heilige Jubiläum

im Jahre der Gnade 1875.

Zugleich ein

Gebetbüchlein für bußfertige Christen.

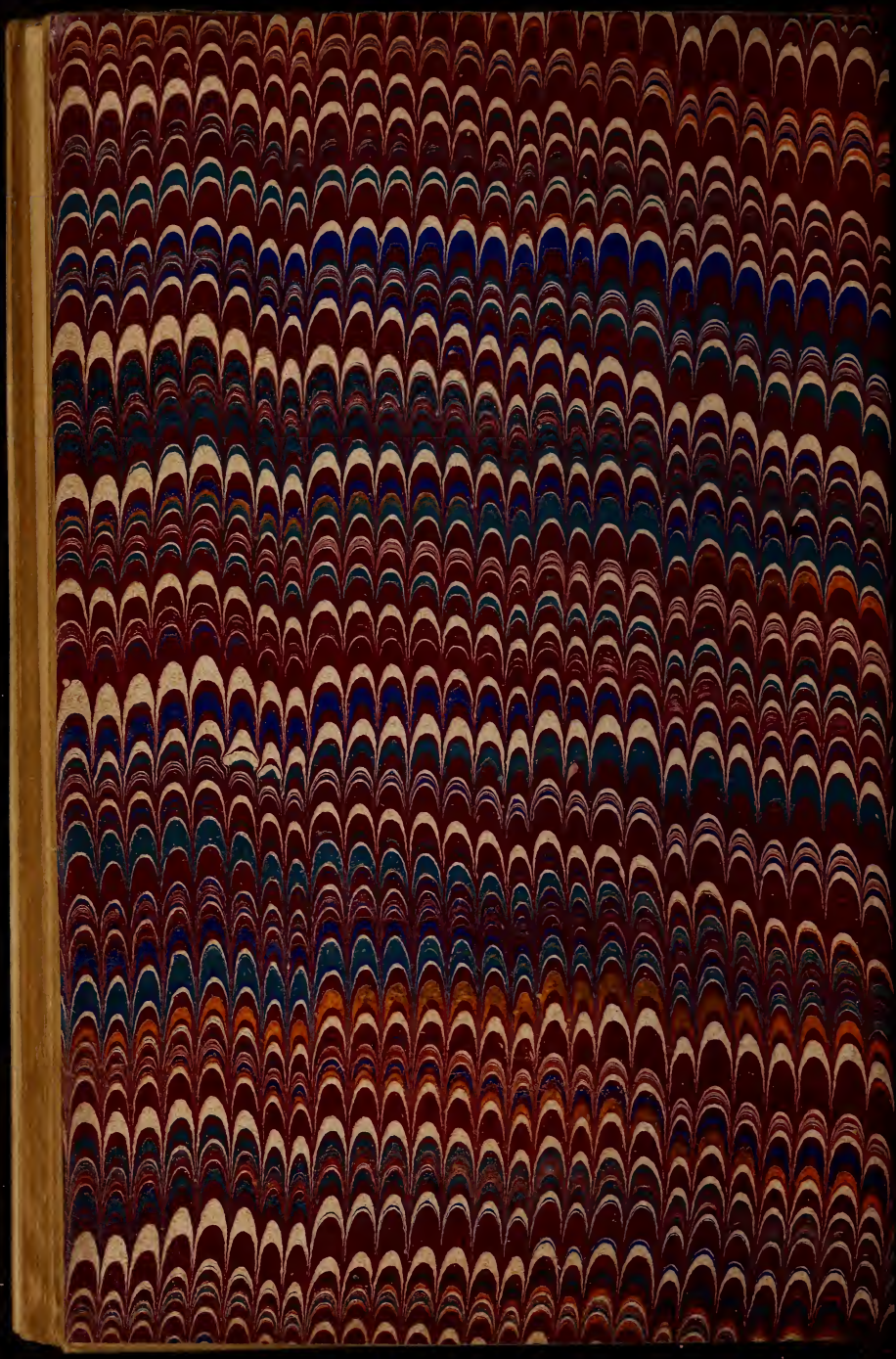
Mit oberhirtlicher Gutheißung.

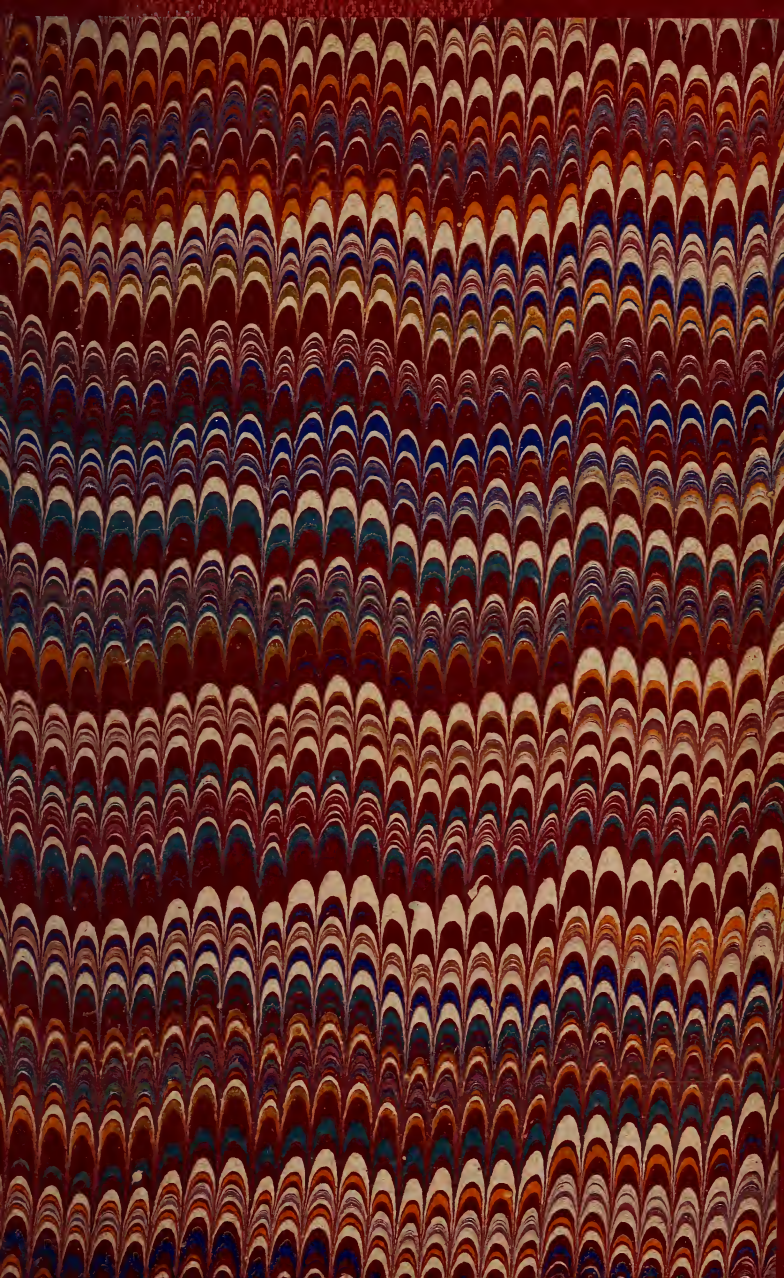
184 Seiten Taschenformat broschirt und beschnitten.
Preis in ganz Bayern 9 kr.

Preis außerhalb Bayerns 30 Pfenn. Reichswährung.

Dieses Büchlein ist mit ganz besonderer Sorgfalt zusammengestellt worden und wird für den Zweck der Gewinnung des Jubiläums-Ablasses die besten Dienste leisten, da es hiezu Belehrung und Anleitung gibt. Die 2 ersten sehr starken Auflagen sind bereits vergriffen. Katholische Gemeinden pflegen es in ansehnlichen Parthien zu bestellen. Wer dieses Jubiläumsbüchlein kauft, trägt zum Ausbau der katholischen Kirche in Arzberg bei, **welche von jedem abgesetzten Exemplar 1 Kreuzer erhält.**

Friedrich Pustet in Regensburg.





LIBRARY OF CONGRESS
0 029 561 918 1